

Angelika Wetterer

Rhetorische Modernisierung: Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen

1. Problemaufriss: Geschlechterrevolution oder rhetorische Modernisierung?

Folgt man der Theorie reflexiver Modernisierung, so ist das Geschlechterverhältnis eine jener Basisinstitutionen der ersten Moderne, die sich im Zuge ihrer Radikalisierung von innen her auflösen und den Epochenbruch zwischen erster und zweiter Moderne kennzeichnen. Zu den Grundstrukturen, die die erste Moderne konstituieren und sich ihrem Selbstverständnis als natürliche Vorgabe gesellschaftlicher Differenzierung darstellen, gehört „die (...) geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, die Ausdruck einer hochgradig ungleichen Organisation der Erwerbsarbeit ist“, und die „hierauf bezogene Existenz von funktionierenden Kleinfamilien“, die die Reproduktionsbedingungen der vorwiegend männlichen Ware Arbeitskraft garantieren (Beck, Bonß und Lau 2001, 21f). Entsprechend finden wir unter den fünf Prozessen, die den „Ewigkeitstraum der ersten Moderne“ gegenwärtig herausfordern und die Modernisierung der Moderne vorantreiben, neben Globalisierung und Krise der Vollbeschäftigung, neben ökologischer Krise und Individualisierungsschub – also an durchaus prominenter Stelle – die radikale Modernisierung des Geschlechterverhältnisses, die „Geschlechterrevolution“:

„Als wichtiger Teil des neuen Individualisierungsschubs ist die Geschlechterrevolution zu beobachten, die auf eine Veränderung der Binnenbeziehungen der Familie wie auf eine Auflösung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung mit ihren Auswirkungen diesseits und jenseits des Arbeitsmarktes verweist.“ (ebd., 23)

Schon die Charakterisierung des Geschlechterverhältnisses in der ersten Moderne enthält Setzungen, die in feministischer Gesellschaftstheorie und -kritik inzwischen eingehend problematisiert worden sind (zuletzt: Aulenbacher 2001). Vor allem die Annahme einer mehr oder weniger flächendeckenden bzw. schichtenübergreifenden „Existenz von funktionierenden Kleinfamilien“, die hier implizit noch bis ins 19. Jahrhundert zurückverlängert wird, bedarf nicht nur historisch der Präzisierung. Bereits in den 50er und 60er Jahre des 20. Jahrhunderts, der späten und kurzen Hochzeit dieser Familienform (Nave-Herz 1994; Hettlage 1998), setzen die ersten Anfänge eines Wandels ein, der in der Logik der Modernisierung der Moderne erst der zweiten, der reflexiven Moderne vorbehalten ist (zu diesem „unentdeckten Wandel“ vgl. Born, Krüger und Lorenzmeyer 1996; Krüger und Born 2000; sowie unten Kapitel 4.2.).

Die Schwierigkeiten setzen sich fort, wenn man sich der zweiten Moderne zuwendet, der Geschlechterrevolution und ihrer impliziten Zu- und Unterordnung unter den Individualisierungsschub. Schön wäre es ja, wenn wir sie denn endlich hätten, diese Revolution. Aber können wir sie gegenwärtig tatsächlich irgendwo „beobachten“?

Empirisch? Und was genau soll es heißen, dass das, was jedenfalls Beck, Bonß und Lau beobachten, nicht nur auf die noch vergleichsweise vorsichtig angesprochene „Veränderung“ der familialen Binnenbeziehungen, sondern sogar auf die „Auflösung“ der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung „verweist“? Ist auch sie gegenwärtig zu beobachten oder gerät man auf der Suche nach der Geschlechterrevolution in denselben Flugsand, in dem Jürgen Friedrichs sich unversehens wiederfand, als er den Versuch unternahm, der Individualisierungsthese empirisch auf die Spur zu kommen (Friedrichs 1998, 7-11)? Findet man auch hier am Ende wenig mehr als „die Neigung, eine These für empirisch gültig zu halten, wenn sie nur oft genug wiederholt wird und – dies das wahre Problem – wenn sie so plausibel erscheint“ (7)? Stößt man auch hier bei näherer Betrachtung vor allem auf den „Zeitgeist der 80er und 90er Jahre“ und die „Wunschvorstellungen gebildeter Individuen“ (ebd.), also weder auf eine ernst zu nehmende wissenschaftliche Hypothese, noch auf empirisch fundierte Aussagen?

Sucht man nach einer ersten Antwort auf diese Fragen in der Frauen- und Geschlechterforschung, in feministischer Theorie und Gesellschaftskritik und empirischen Studien zur Relevanz geschlechtlicher Differenzierungen und Hierarchisierungen in unterschiedlichen Teilbereichen der Gesellschaft, werden die Fragen nicht weniger. Die Heterogenität der Antworten, in der sich neben teilweise großen Unterschieden zwischen den verschiedenen Forschungsgebieten auch die Unterschiede der theoretischen Zugangsweisen spiegelt, weist nicht nur darauf hin, dass es mehr als eine Einschätzung der Lage gibt. Angesichts der dissonanten Vielstimmigkeit der Gegenwartsdiagnosen drängt sich mitunter die Frage auf, ob sie sich überhaupt auf denselben Gegenstand und dieselbe Gegenwart beziehen.

Unverkennbar hat in der Frauen- und Geschlechterforschung der letzten Jahre eine Diskussion darüber begonnen, ob „der Geschlechterdifferenz tatsächlich bzw. immer noch der Status einer Leitdifferenz zugesprochen werden kann“ (Meuser 1999, 151; vgl. Wetterer 2002, 519-545). Die Positionen sind kontrovers; ich nenne nur einige von ihnen, um zu zeigen, wie weit sie auseinander liegen. Auf der einen Seite ist von der „Auflösung der Geschlechterdifferenz“ die Rede (Heintz 1993); wird für die Gegenwart die „De-Institutionalisierung“ oder die „De-Thematisierung“ der Differenz konstatiert (Heintz und Nadai 1998, Nadai 1999; Pasero 1994); gilt Geschlecht nicht länger als Ordnungs-, sondern als „Unordnungsfaktor“ (Heintz 1998) oder wird Hirschauers zunächst vornehmlich methodologisch gemeinte Aufforderung, neben dem „doing gender“ auch das „undoing gender“ in den Blick zu nehmen (1994), unversehens in die Aussage transferiert, das „undoing gender“ sei auf dem Vormarsch. Auf der anderen Seite meldet sich nicht minder dezidiert eine gegenteilige Einschätzung zu Wort. Hier gilt Gender als eine der zentralen Basisinstitutionen auch gegenwärtiger Gesellschaften (Lorber 1994, dt. 1999); steht die Persistenz und Veränderungsresistenz hierarchischer Geschlechtersegregationen im Berufsbereich im Zentrum der Analyse (u.a. Ridgeway 2001; Teubner 2001); scheint die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in Familie und Paarbeziehung kaum grundsätzlich verändert (Kaufmann 1994, Koppetsch

und Burkart 1999) und die Lebenslaufmuster junger Frauen denen ihrer Mütter weit ähnlicher, als die Töchter zu sehen vermögen, und zudem von denjenigen junger Männer um so verschiedener, je erwachsener die Töchter und Söhne werden (Krüger 2001a und b).

Wenn es so etwas wie einen kleinsten gemeinsamen Nenner gibt, auf den sich die ProtagonistInnen der einen und der anderen Version einigen könn(t)en, so wäre dies vermutlich eine Einschätzung, die auch durch die kontroverse Diskussion selbst nahegelegt wird: Der soziale Wandel, die Modernisierung des Geschlechterverhältnisses hat gegenwärtig einen Stand erreicht, der vor allem durch Widersprüche, Brüche und Ungleichzeitigkeiten gekennzeichnet ist: Brüche zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Teilbereichen und – sobald man genau hinschaut – auch innerhalb einzelner Bereiche; Ungleichzeitigkeiten zwischen verschiedenen Regionen und sozialen Milieus; Widersprüche zwischen den verschiedenen Ebenen und Medien der Herstellung und Institutionalisierung geschlechtlicher Differenzierung und Hierarchisierung.

Dass diese Widersprüche und Ungleichzeitigkeiten in der Frauen- und Geschlechterforschung vergleichsweise selten thematisiert und selbst zum Gegenstand der Analyse werden, dürfte auch den Produktionsbedingungen wissenschaftlichen Wissens geschuldet sein, die seit der Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung die Erarbeitung und Präsentation feministischen Wissens zunehmend beeinflussen – und dies um so mehr tun werden, je weiter die Modernisierung der Hochschulen nach den Grundsätzen des New Public Management vorankommt. Die neuen Evaluationsverfahren, die Produktivität an Zahl und Umfang von Publikationen und Drittmittelprojekten ablesen, die wachsende Konkurrenz um die weniger werdenden Stellen und die Beschleunigung akademischer Karrieren sind Teilaspekte eines „Reform“-Prozesses, der auf der Ebene wissenschaftlichen Wissens seinen Niederschlag darin findet, dass die Spezialisierungen innerhalb der Fächer zunehmen, die Rezeptionsbarrieren zwischen verschiedenen Teilgebieten, Disziplinen und „Schulen“ undurchlässiger werden und die Konjunkturzyklen kürzer, die den „Wert“ und das „Verfallsdatum“ wissenschaftlicher Erkenntnisse zwar nicht unbedingt nach wissenschaftlichen Standards bemessen, aber kaum weniger nachhaltig.

Die Chance, Brüche und Ungleichzeitigkeiten zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Teilbereichen zu finden, die in den Zuständigkeitsbereich unterschiedlicher Teilgebiete eines Faches gehören, wird dadurch nicht größer. Die Wahrscheinlichkeit, auf Widersprüche zwischen verschiedenen Ebenen und Medien der Geschlechterkonstruktion zu stoßen, die teilweise der Deutungshoheit unterschiedlicher Disziplinen unterliegen, nimmt eher ab als zu. Und Erkenntnisse, die mit Blick auf das Geschlechterverhältnis das Beharrungsvermögen und die Veränderungsresistenz tradierter Strukturmomente zur Sprache bringen, treffen inzwischen selbst in Teilen der feministischen scientific community nicht eben auf offene Ohren. Ihnen fehlt, was unter den zuvor skizzierten Rahmenbedingungen in besonderem Maße Aufmerksamkeit verbürgt und Anerkennung stiftet: der Neuigkeitswert.

Es mag daher auch mit dem „Spezialgebiet“ zusammenhängen, dass aus der Lebenslauforschung eine der prägnantesten und empirisch gehaltvollsten Analysen der Widersprüche und Ungleichzeitigkeiten kommt, von denen zuvor die Rede war (vgl. vor allem: Krüger 2001a und 2001b). Im Lebenslauf haben wir es, wie Helga Krüger immer wieder deutlich gemacht hat, mit der Verschränkung und Verknüpfung unterschiedlicher sozialer Teilbereiche und Institutionen zu tun; kommt es im Zeitverlauf zu einer Aufsichtung von Erfahrungen ganz unterschiedlicher Provenienz; geht es um die kumulierten oder einander konterkarierenden Effekte heterogener gesellschaftlicher Strukturvorgaben und um die Muster ihrer Verarbeitung durch die Einzelnen. Hier finden wir m.a.W. einen gewissermaßen gegenstandsinhärenten Zwang, das im Zusammenhang zu sehen, was in anderen Teilen der Soziologie und Geschlechterforschung vielfach nur ausschnittsweise in den Blick kommt. Helga Krüger hat denn auch im Rahmen ihrer Überlegungen zur Institutionenstrukturiertheit des Lebenslaufs wiederholt auf ein Problem aufmerksam gemacht hat, das hier mit etwas anderer Akzentuierung und in anderer theoretischer Perspektive im Zentrum der Überlegungen stehen wird:

„Geschlecht ist in den Struktur- und in den Kulturzusammenhang der Gesellschaft zugleich eingelagert. Beide Kontexte können sich aber historisch gegeneinander verschieben bzw. verschoben haben: was qua kulturellem Wandel im Bewußtsein 'out' ist, kann sich strukturell, in Geschlechter-Segmentierungen im System der Berufe und/oder der beruflichen Bildung z.B., verfestigt haben und nun von hier zurückwirken (...).“ (Krüger 1999, 38)

Auch für die „rhetorische Modernisierung“, um die es im Folgenden gehen wird, ist eine Widerspruchs-Konstellation kennzeichnend, die unter anderem darauf beruht, dass sich Kultur- und Strukturzusammenhang gegeneinander verschoben haben und es folglich in besonderem Maße notwendig ist, verschiedene Ebenen und Medien der Herstellung und Institutionalisierung geschlechtlicher Differenzierungen gleichermaßen in die Analyse einzubeziehen: den Struktur- und den Kulturzusammenhang, aber auch die soziale Praxis der Herstellung geschlechtlicher Differenzierungen und das Wissen, das in diese Praxis eingeht und sich reflexiv auf ihre Effekte bezieht.

Das alltagsweltliche Differenzwissen, das also, was die Gesellschaftsmitglieder über den Unterschied der Geschlechter und die soziale Bedeutung der Geschlechterdifferenz, über die Geschlechterordnung und das Verhältnis der Geschlechter wissen, ist – so mein Ausgangspunkt – den Strukturen des Geschlechterverhältnisses und großen Teilen der sozialen Praxis ein ganzes Stück vorausgeeilt. Kulturelle Deutungsmuster und Selbstkonzepte, Geschlechterdiskurse und mit ihnen der diskursfähige, der explizite und explizierbare Teil der Geschlechternormen haben sich erkennbar von den 'alten' Selbstverständlichkeiten verabschiedet und geschlechtshierarchische Verteilungsasymmetrien sind entschieden begründungsbedürftig geworden. Aber von einer Geschlechterrevolution, die sowohl das Geschlechterverhältnis als sozialen Strukturzusammenhang wie die soziale Praxis der Gesellschaftsmitglieder nachhaltig verändert hätte, ist bislang noch vergleichsweise wenig zu sehen. Auf der Ebene sozialer Strukturen und Institutionen, aber vielfach auch in den eingespielten Routinen des Alltagshandelns finden wir

nach wie vor, wenngleich in modifizierter Form, die Sedimente und Spuren der 'alten Verhältnisse', und das hat zur Folge, dass zeitgenössisches Differenzwissen und soziale Praxis nicht mehr bruchlos zusammenpassen. Eine ganz erhebliche Diskrepanz besteht insbesondere zwischen dem, was im Horizont des alltagsweltlichen Differenzwissens thematisierbar ist, und dem, was nicht zur Sprache kommt, aber u.a. in Gestalt latenter Geschlechternormen und institutionalisierter Strukturvorgaben weiterhin das soziale Handeln bestimmt.

Politisch brisant und für gesellschaftskritische Überlegungen bedeutsam ist diese Diskrepanz vor allem deshalb, weil die widersprüchliche Beziehung zwischen Differenzwissen und differenzierenden Strukturen und Praktiken einen Verdeckungszusammenhang hervorbringt, der bestimmte Aspekte der sozialen Realität systematisch ausblendet. Unsichtbar und aus dem Repertoire dessen, worüber sich sprechen lässt, ausgeschlossen, wird – wie ich im Einzelnen noch zeigen werde – vor allem die hierarchische Struktur der Geschlechterunterscheidung. Die rhetorische Modernisierung, die Modernisierung des diskursfähigen Differenzwissens, schließt als ihre Kehrseite die De-Thematisierung der Ungleichheit zwischen den Geschlechtern ein. Im Prozess der rhetorischen Modernisierung verändert sich nicht nur das Reden über die Geschlechter, sondern auch das Schweigen; verschiebt sich die Grenze zwischen dem, worüber sich sprechen, und dem, worüber sich nur Stillschweigen bewahren lässt.

Dass auch in Teilen der Frauen- und Geschlechterforschung der Bedeutungsverlust der Kategorie Geschlecht im Mittelpunkt der Gegenwartsdiagnosen steht, macht im Übrigen darauf aufmerksam, dass wir Spielarten und Spuren der rhetorischen Modernisierung nicht nur auf der Ebene des alltagsweltlichen, sondern auch auf der Ebene des wissenschaftlichen Differenzwissens finden. Die eingangs angesprochene Kontroverse um die Leitdifferenz Geschlecht lässt sich in dieser Perspektive auch als Kontroverse lesen, in der beide Seiten der rhetorischen Modernisierung gegeneinander in Stellung gebracht werden: Während die einen aufmerksam die Modernisierung des alltagsweltlichen Differenzwissens registrieren und sie im Medium wissenschaftlichen Wissens fortschreiben, sind die anderen beharrlich darum bemüht, die verschwiegene Kehrseite dieser Modernisierung zur Sprache zu bringen und nicht nur an das Fortdauern der Ungleichheiten im Geschlechterverhältnis, sondern auch daran zu erinnern, dass die „De-Thematisierung“ der „male dominance“ deren Reproduktion unter Umständen mehr befördert, als sie ins Stolpern zu bringen.

So recht sie damit haben dürften: Vollständig ist das Bild, das auch sie vom aktuellen Stand der Modernisierung des Geschlechterverhältnisses zeichnen, nicht. Die Widersprüche, mit denen sich die 'normalen' Gesellschaftsmitglieder alltäglich konfrontiert sehen und an deren Herstellung sie auf vielerlei Weise beteiligt sind, resultieren vielmehr gerade daraus, dass die zwei Seiten, die sich allenfalls im wissenschaftlichen Nachdenken voneinander trennen und einander als kontroverse Positionen gegenüberstellen lassen, in der sozialen Praxis immer wieder hart zusammenstoßen. Gerade in ihrer widersprüchlichen Gleichzeitigkeit nötigen sie dazu, Ungleichzeitiges unter

einen Hut zu bringen – wenn schon nicht im Reden, so doch im Handeln und gegebenenfalls im Schweigen über diejenigen seiner Effekte, die sich reflexiv nicht mehr einholen, nicht mehr integrieren lassen.

2. Präzisierung im Kontrast: Rhetorische Modernisierung und institutionelle Reflexivität

Die Widerspruchskonstellation, um die es mir hier geht, ist nicht gleichzusetzen mit dem, was Friedrichs im Auge hat, wenn er – mit Bezug auf die Individualisierungsthese – den Zeitgeist und die Wunschvorstellungen gebildeter Individuen den Ergebnissen ordentlicher empirischer Forschung gegenüberstellt, die zeigen, wie die Verhältnisse 'wirklich' sind. Sie ist aber auch nicht in allem deckungsgleich mit der Ungleichzeitigkeit, die Helga Krüger herausgearbeitet hat. Der Terminus „zeitgenössisches Differenzwissen“ zielt weder ausschließlich auf die gebildeten Individuen noch allein auf deren wie auch immer unrealistische Wunschvorstellungen. Er bezieht sich auf das Alltagswissen, das die 'normalen' Gesellschaftsmitglieder über die Unterschiedlichkeit der Geschlechter und die Kompetenzen, Zuständigkeiten und Obligationen von Frauen und Männern haben. Das schließt milieuspezifische Differenzierungen ebenso ein wie Querverbindungen zum wissenschaftlichen Differenzwissen, das in manchen seiner Spielarten die rhetorische Modernisierung mit großer Entschiedenheit vorantreibt. Vor allem aber ist zu berücksichtigen, dass wir es hier mit einem Wissen zu tun haben, das integraler Bestandteil des Alltagshandelns ist und insofern von einer Praxisrelevanz und Verbindlichkeit, die dem schnelllebigen Zeitgeist mit seinen wechselnden Moden und frei flotterenden Wünschen abgeht.

Der Unterschied zu den Ungleichzeitigkeiten und Brüchen, die bei Helga Krüger im Zentrum der Analyse stehen, mag auf den ersten Blick minimal erscheinen, ist jedoch in seinen praktischen und theoretischen Konsequenzen womöglich bedeutsamer. Bei Krüger haben wir auf der einen Seite das Beharrungsvermögen der Strukturen und Institutionen und auf der anderen Seite das Selbstverständnis und die Deutungsmuster der Akteure und deren alltägliche Praxis des Genderns. Beide sind den in sozialen Strukturen und gesellschaftlichen Institutionen sedimentierten 'alten' Verhältnissen vorausgeilt, werden allerdings von deren Effekten im Lebensverlauf immer wieder eingeholt, so dass „historisch verfestigte Segmentationslinien (...) rund um die Kategorie Geschlecht neue Formen des interaktiven Handelns zwischen den Geschlechtern hinterrücks wieder an das 'Gestern' binden“ (2001a, 70).

Wenn man die Scheidelinie zwischen 'alt' und 'neu' anders anlegt, wenn man sie zwischen dem Differenzwissen auf der einen, den Strukturen, Institutionen und großen Teilen der sozialen Praxis auf der anderen Seite lokalisiert, so bedeutet dies vor allem, dass wir es mit einem Bruch zu tun haben, der mitten durch die Individuen selbst hindurchgeht: Ihr Wissen und ihr Tun passen nicht mehr so recht zusammen, und das, was sie tun, hat Effekte, die ihnen eher fremd erscheinen und über die sich

umso weniger reden oder gar – im Konfliktfall – verhandeln lässt, je erkennbarer sie dem zuwiderlaufen, was sich im Horizont des alltagsweltlichen Differenzwissens über den Unterschied der Geschlechter anerkannter Weise sagen lässt. Es gibt Ungleichzeitigkeiten nicht nur zwischen den Individuen und den Verhältnissen, mit denen sie sich herumzuschlagen haben. Die Ungleichzeitigkeiten stecken auch in den Individuen selbst.

Das hat methodische Konsequenzen, und es hat theoretische Implikationen. Methodisch gesehen, kommt man der rhetorischen Modernisierung samt ihrer Kehrseite, dem Schweigen über die fortdauernden Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern, gerade dann nicht auf die Spur, wenn man die Akteure einfach fragt. Die Antworten, die man dann erhält, sind – wenn die zuvor skizzierte Ausgangsdiagnose denn zutrifft – ihrerseits integraler Bestandteil der rhetorischen Modernisierung und insofern hoch bedeutsam. Aber sie geben keinen Aufschluss über das rhetorische Moment, das für diese Form der Modernisierung konstitutiv ist. Das Schweigen, das die Kehrseite der rhetorischen Modernisierung darstellt, ist zwar oftmals beredt. Aber zur Sprache und damit zum Vorschein bringen lässt sich die Diskrepanz zwischen der einen und der anderen Seite nur, wenn man Zugang zu dem findet, worüber die Gesellschaftsmitglieder keine Auskunft geben können oder mögen. Man braucht, anders gesagt, eine Kontrastfolie, etwas, mit dem sich das Gesagte vergleichend in Beziehung setzen lässt, damit erkennbar wird, was im Reden verdeckt bleibt.

Das ist zwar eine Binsenweisheit empirischer und vor allem qualitativer Sozialforschung. Doch angesichts der Hochkonjunktur dekonstruktivistischer Ansätze auch in der sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung scheint es mir wichtig, darauf hinzuweisen, dass man den methodischen und theoretischen Fallstricken der rhetorischen Modernisierung mit einer wie auch immer ausgefeilten Analyse symbolischer Repräsentationen und Wissensformen gerade nicht entgeht. Eher ist das Gegenteil der Fall. Gerade wegen ihrer Beschränkung auf diskursive Medien der Wirklichkeits- und Geschlechterkonstruktion stellen dekonstruktivistische und zum Teil auch diskurstheoretische und wissenssoziologische Ansätze gegenwärtig eine der prominentesten und einflussreichsten Spielarten der rhetorischen Modernisierung im Medium des wissenschaftlichen Differenzwissens dar.

Der „linguistic turn“ mag zwar, wenn er strikt verstanden wird, auf erkenntnistheoretisch sicheren Boden führen. Und von diesem sicheren Boden aus lässt sich der Sozialkonstruktivismus dann unschwer als „epistemologisch skrupellos“ (Knorr-Cetina 1989, 89), vielleicht sogar als naiv bezeichnen. Aber auch der „linguistic turn“ hat seinen Preis. Es gibt in seinem Einzugsbereich kein theoretisches Instrumentarium mehr, das es ermöglichen würde, die Diskurse und Repräsentationen auf etwas jenseits ihrer selbst zu beziehen, seien dies soziale Strukturzusammenhänge oder stillschweigende Formen der Arbeitsteilung in Paarbeziehungen, deren Funktionieren vielfach gerade darauf beruht, dass sie stillschweigend bleiben. Damit fehlt zugleich die Möglichkeit der Kontrastierung; fehlt ein Korrektiv, das vor der systematischen Überschätzung diskursiver Formen der Wirklichkeits- und Geschlechterkonstruktion bewahrt. Problem-

konstellationen, die u.a. daraus resultieren, dass sich Kultur- und Strukturzusammenhang gegeneinander verschoben haben, lassen sich auf diese Weise gerade nicht analysieren. Mehr noch: Das Problem lässt sich gar nicht erst formulieren – auch das Problem nicht, das für die rhetorische Modernisierung zentral ist.

Die Notwendigkeit der Kontrastierung hat, wie spätestens hier deutlich wird, nicht nur eine methodische, sondern auch eine theoretische Seite. Auf der theoretischen Ebene braucht man einen Bezugsrahmen, der Auskunft darüber gibt, wie die verschiedenen Ebenen und Medien der Wirklichkeits- und Geschlechterkonstruktion ineinander greifen und aufeinander bezogen sind und welcher Stellenwert dem Alltagswissen und seinen Diskursen in diesem Zusammenhang zukommt. Hilfreich ist zudem ein historischer Referenzhorizont, der es erlaubt, das spezifisch Neue der gegenwärtigen Konstellation im Kontrast zu verdeutlichen, zumindest idealtypisch. Bereits meinen bisherigen Ausführungen lag implizit beides zu Grunde. Sie sind, wie alle Aussagen zum sozialen Wandel und zur Modernisierung, formuliert vor dem ein Stück weit fiktiven Hintergrund relativ stabiler Geschlechterverhältnisse 'früher', der zwar letztlich einen theoretisch erzeugten Grenzfall darstellt, aber gerade als Grenzfall seine primär heuristischen Zwecke erfüllt. Und sie sind formuliert im Horizont eines Bezugsrahmens, der Stabilität im Geschlechterverhältnis als vergleichsweise passgenaues Ineinandergreifen verschiedener Ebenen und Medien der Geschlechterkonstruktion begreift und so die Möglichkeit eröffnet, systematisch zu bestimmen, worin genau sich unser 'Heute' von diesem 'Früher' unterscheidet; wo genau es heute nicht mehr 'passt' (oder inwiefern es gegebenenfalls heute womöglich auf andere Weise nicht mehr 'passt' als früher).

Näher erläutert und differenziert aufgefächert finden sich diese bislang impliziten Vorüberlegungen in Goffmans Konzept der institutionellen Reflexivität, das nicht nur nachzeichnet, wie Alltagshandeln und Alltagswissen reflexiv aufeinander bezogen sind, solange alles noch relativ gut zusammenpasst (Goffman 1977; dt. 1994, 105-158). Goffman konzipiert die institutionelle Reflexivität auch als Vermittlungsinstanz von Mikro- und Makro-Ebene, als „Schnittstelle zwischen Sozialstruktur und Interaktionsordnung“ (Knobloch 1994, 41; vgl. auch Wetterer 2002). Anders als in den ethnomethodologischen „doing gender“-Konzepten, die sozialkonstruktivistischen Ansätzen zu Recht den Vorwurf mikrosoziologischer Engführung eingebracht haben, wird der Unterschied der Geschlechter bei ihm „nicht nur in Interaktionen erzeugt, er wird zugleich von Institutionen geregelt: der Paarbeziehung, der Familie als Sozialisationsinstanz, dem Arbeitsplatz und seinen Trennungen, dem Wettkampf“ (ebd.).

Institutionelle Reflexivität heißt deshalb, wie Helga Kotthoff zusammenfasst, „daß das soziale Geschlecht so institutionalisiert wird, daß es genau die Merkmale des Männlichen und Weiblichen entwickelt, welche angeblich die differente Institutionalisierung begründen“ (1994, 162). Die Geschlechterarrangements, deren institutionelle Reflexivität Goffman herausarbeitet, stellen institutionalisierte Reproduktionsformen der Geschlechterunterscheidung dar, die die Strukturen des Geschlechterverhältnisses auf die Meso-Ebene übersetzen und soziale Situationen so vorstrukturieren, dass diese

sich in Kulissen für die interaktive Validierung der Geschlechterdifferenz verwandeln und zudem in recht handfeste Beweise für deren Natürlichkeit. Die Strukturen der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung oder die Regeln der heterosexuellen Paarbildung sorgen gleichsam dafür, dass Frauen und Männer sich bevorzugt in Settings begegnen, die schon vorab so strukturiert sind, dass die Akteure sich in ihnen dann „ihre angeblich unterschiedliche ‘Natur’ wirkungsvoll vorexerzieren können“ (Goffman 1994, 143).

Zwar wissen wir alle, dass es einige Frauen gibt, die größer sind als Männer und einige Männer, die kleiner sind als Frauen. Aber die Regeln der Paarbildung stiften die Gewähr dafür, dass noch heute fast jedes Paar augenblicklich evident macht, dass Männer größer sind als Frauen. Man braucht nur hinzuschauen. Nicht anders ist es mit den Damen- und Herrentoiletten, die Goffman als Musterbeispiel institutioneller Reflexivität analysiert: „Die Trennung der Toiletten wird als natürliche Folge des Unterschieds der Geschlechter hingestellt, obwohl sie tatsächlich mehr ein Mittel zur Anerkennung, wenn nicht gar zur Erschaffung dieses Unterschieds ist“ (ebd., 134). Anerkennung und Erschaffung des Unterschieds der Geschlechter hängen dabei auf das Engste zusammen. Die Geschlechterarrangements stellen nicht nur institutionelle Reproduktionsformen der Zweigeschlechtlichkeit dar, „die den Teilnehmern Gelegenheit bieten, ihre Interaktion geschlechtlich zu polarisieren oder zu assoziieren“ (Hirschauer 1994, 686). Sie sind zugleich die Voraussetzung dafür, dass Alltagswissen und Alltagshandeln sich reflexiv und einverständlich aufeinander beziehen können, weil im Vollzug des Handelns interaktiv validiert wird, was im Repertoire des alltagsweltlichen Differenzwissens über den Unterschied der Geschlechter be- und anerkannt ist.

Der Vater macht Karriere, die Mutter geht auf Teilzeit und beide können sich in der Familie dann „ihre angeblich unterschiedliche Natur wirkungsvoll vorexerzieren“ und sehen, dass auch für sie stimmt, was sie – ebenso wie andere kompetente Mitglieder ihrer Gesellschaft – über die Differenz der Geschlechter nicht nur wissen, sondern anerkennen und für legitim halten. Jedenfalls unter den Bedingungen stabiler Geschlechterverhältnisse, die bei Goffman deutlich die Spuren der 60er und 70er Jahre in den USA tragen. Stabilität im Geschlechterverhältnis, wie sie in seinem Konzept der institutionellen Reflexivität vorausgesetzt ist, beruht darauf, dass die Strukturen des Geschlechterverhältnisses, die Institutionalisierungsformen der Geschlechterunterscheidung und die Alltagspraxis der Gesellschaftsmitglieder einander wechselseitig korrespondieren und abstützen und im zeitgenössischen Differenzwissen eine plausible und anerkannte Erklärung und Legitimation finden.

Auch für die institutionelle Reflexivität, die sich im Rahmen derart stabiler Geschlechterverhältnisse einstellt, ist ein Verdeckungszusammenhang konstitutiv. Was den Akteuren systematisch verborgen bleibt, ist, dass sie selbst maßgeblich daran beteiligt sind, den Unterschied der Geschlechter hervorzubringen, den sie für die natürliche Vorgabe sozialen Handelns halten. Was sie gerade nicht zu sehen vermögen, ist, dass die Institutionalisierungsformen der Geschlechterunterscheidung die Differenz der Geschlechter weder schlicht voraussetzen noch bloß zum Ausdruck bringen, sondern

schaffen und ins Leben rufen. Gerade weil alles passgenau ineinander greift, schließt sich der Zirkel der institutionellen Reflexivität ein ums andere Mal, sind die Effekte sozialen Handelns und sozialer Institutionalisierung aus der Sicht der Gesellschaftsmitglieder unaufhörlich neue Beweise dafür, dass die Differenz der Geschlechter jeder sozialen Praxis voraus- und zu Grunde liegt, dass sie natürlich und selbstverständlich ist und keiner weiteren Begründung bedarf.

In Zeiten der rhetorischen Modernisierung schließt sich dieser schöne Zirkel nicht mehr, jedenfalls nicht mehr in allen sozialen Milieus und allen Phasen des Lebenslaufs mit gleicher Einfachheit und Eleganz. Ganz so elegant und einfach hat er sich zwar auch früher nicht durchweg geschlossen. Die 60er und 70er Jahre, denen Goffman wie selbstverständlich einen großen Teil seines Anschauungsmaterials entnimmt, haben auch das „Hausfrauensyndrom“ zum Schlagwort und Betty Friedans „Weiblichkeitsmythos“ (zuerst 1963) zum Bestseller gemacht, und vor diesem Hintergrund wird besonders deutlich, dass das Konzept der institutionellen Reflexivität eine Konstellation theoretisch verallgemeinert, die das Gelingen der Geschlechterkonstruktion ins Zentrum stellt. Doch gerade deshalb stellt es einen theoretischen Rahmen bereit, der es erlaubt, auch die Voraussetzungen des Misslingens, des Scheiterns der Geschlechterkonstruktion in den Blick zu nehmen und gegebenenfalls zu unterscheiden zwischen verschiedenen Konstellationen, die statt des Gelingens das Misslingen präformieren (vgl. dazu unten Kapitel 4.2.).

Die Konstellation, die mit der rhetorischen Modernisierung angesprochen ist, beruht zu einem guten Teil darauf, dass der alte Verdeckungszusammenhang brüchig geworden ist und sich die institutionelle Reflexivität nicht mehr einstellt, weil das Alltagswissen sich grundlegend verändert hat. Ihre unterschiedliche Natur jedenfalls mögen sich die jungen Frauen und Männer heute wohl eher nicht mehr „vorexerzieren“, schon gar nicht „wirkungsvoll“. Und genau das macht die Sache schwierig, vor allem in der Praxis. Womöglich exerzieren die Akteure sich vielfach immer noch dasselbe vor, angestiftet durch Geschlechterarrangements, die zum herkömmlichen „doing gender“ weit mehr Gelegenheit bieten als zu irgend etwas anderem. Aber was sie da sehen, wenn sie sich anschauen, was sie tun und welche Effekte es hat, verweist nicht nur auf nichts mehr. Es bedürfte einer Begründung, die so leicht auch nicht mehr zu haben ist, weil sich das „doing gender“ zwar nicht in allen, aber doch in manchen seiner Spielarten gerade nicht mehr selbstverständlich einfügt in das heute anerkannte, auf Egalität, Gleichberechtigung und Partnerschaft setzende alltagsweltliche Differenzwissen.

Geht man mit Goffman davon aus, dass „die Bedeutung der Sozialstruktur darin gesehen werden (kann), dass sie, wenigstens in ihren bedeutendsten Aspekten, einen Rahmen für expressive Darstellungen abgibt, der bei der Organisation sozialer Situationen behilflich ist“ (1994, 194), so schwindet mit dem Wissen um die Natürlichkeit der Geschlechterunterscheidung nicht nur die institutionelle Reflexivität der Geschlechterarrangements. Das Geschlechterverhältnis als sozialer Strukturzusammenhang verliert seine womöglich „bedeutendsten Aspekte“ und verwandelt sich von einer Hilfe-

stellung, die den Rahmen für expressive Darstellungen abgibt, in ein Hindernis. Und dieses Hindernis steht den Akteuren um so sperriger im Wege, als es ihnen abverlangt, die Kongruenz von Alltagshandeln und Alltagswissen, die sich zuvor wie von selbst ergeben hatte, nun unter Bedingungen wieder herzustellen, die eben diesen Versuch fortwährend konterkarieren.

Die rhetorische Modernisierung, die vor allem die Ungleichheit der Geschlechter dem Blick entzieht, also jenen Aspekt im Verhältnis der Geschlechter, der am entschiedensten begründungsbedürftig geworden ist, lässt sich als eine Antwort auf diese Problemkonstellation begreifen. Und wenn ich mich im Folgenden auf der Grundlage empirischer Untersuchungen zur Paarbeziehung, zum Lebenslauf und zur „globalen Putzkolonne“ (Wichterich) dieser sehr spezifischen Spielart der Modernisierung der Moderne zuwende, so werden dabei immer auch Teilansichten dieses Hindernisses sichtbar werden. Nur von seiner Überwindung wird leider wenig zu berichten sein, auch nicht die Spur von einer Geschlechterrevolution oder der Auflösung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung.

3. Facetten rhetorischer Modernisierung (1): Reden und Schweigen in der Paarbeziehung

Einen ersten Vorgeschmack auf die rhetorische Modernisierung erhält man, wenn man die alltägliche Arbeitsteilung in Paarbeziehungen zum Thema einer Lehrveranstaltung macht. Empirische Untersuchungen, aus denen hervorgeht, dass die Arbeitsteilung im Haushalt noch immer größtenteils den alten Spielregeln folgt, stoßen bei den Studierenden auf ungläubiges Staunen, das in Erleichterung umschlägt, wenn herauskommt, dass die Daten schon einige Jahre alt sind. Naja, früher. Wenn die Untersuchungsergebnisse zeitlich näher rücken, ohne dass sich in ihnen merkliche Veränderungen abzeichnen, wächst der Unglauben, kommen Unmut und Empörung zum Ausdruck, vor allem bei den Studentinnen. Ewig diese blöden feministischen Texte. Die Studenten schweigen betreten, manche schrumpfen sichtlich vor Verlegenheit. Und dann beginnt das große Erzählen. Alle kennen eine schier endlose Fülle von Beispielen, wo das alles völlig anders ist: Männer, die Wäsche waschen, regelmäßig! Andere können sogar bügeln und kümmern sich ums Einkaufen, spielen mit den Kindern, erledigen das Staubsaugen oder bringen den Müll raus. Auch beim Fensterputzen hat man den einen neulich gerade wieder gesehen. Und dass das in den empirischen Untersuchungen keinen Niederschlag findet, ist ja schließlich nicht ihre Schuld.

Auch wenn nicht alle Geschichten, die da erzählt werden, von relativ jungen Leuten handeln oder von studentischen Haushalten, sondern in manchen auch „eher ältere Leute mit Kindern“ vorkommen, die ganz offensichtlich als besonders beweiskräftig gelten, könnte man vermuten, dass Staunen, Unmut und Empörung vor allem mit den Erfahrungen zu tun haben, die die Studentinnen selbst machen, dass wir es hier also mit einem lebensphasenspezifischen, mit einem gewissermaßen jugendlichen

Unglauben zu tun haben. Wenn da nicht die ganz offensichtliche Verlegenheit der Studenten wäre, die irgendwann später, wenn das Diskussionsklima offener geworden ist, mitunter beiläufig berichten, dass sie ihre Wäsche zum Waschen nach Hause bringen. Und wenn da nicht inzwischen eine ganze Reihe empirischer Untersuchungen wären, die eine ganz andere Geschichte erzählen.

Die Geschichte, die sie erzählen, macht darauf aufmerksam, dass die rhetorischen Strategien, die in den Erzählungen der Studentinnen ihren Anfang nehmen, nicht verschwinden, sondern fortgesetzt und weitläufig ausgebaut werden, wenn Ehefrauen und Mütter, die mit dem Anspruch auf eine gleichberechtigte Partnerschaft angetreten waren, sich nach Jahren einem Alltag konfrontiert sehen, der nicht viel anders aussieht als der, der in den eingangs erwähnten empirischen Untersuchungen zum Ausdruck kommt (Pross 1978, Metz-Göckel und Müller 1986, Kaufmann 1994, Koppetsch und Burkart 1998, Notz 2002).

3.1. Die Ohnmacht der Diskurse

Schon Ende der 80er Jahre hat Arlie Hochschildt in einer ethnografisch orientierten Studie über berufstätige Eltern in den USA genau nachgezeichnet, „wie diese Frauen de facto vorhandene Ungleichheit als Gleichheit ‘uminterpretieren’ und an der Konstruktion einer ungleichen Situation als ‘gleichberechtigt’ aktiv mitarbeiten“ (so Rerrich 2002, 22, zu: Hochschildt 1989). Da wird das Bisschen mehr an Mitarbeit im Haushalt, das eine Frau ihrem Mann in Jahren mühsam abringen konnte, den Forscherinnen als ‘die Hälfte’ eines partnerschaftlichen Arrangements präsentiert oder die Übernahme einer bestimmten Aufgabe im Haushalt rhetorisch so sehr aufgewertet und so wortreich geschildert, dass darüber völlig aus dem Blick gerät, dass sonst alles beim Alten geblieben ist: „Sonntags kocht bei uns immer nur der Papa“ (Rerrich a.a.O.).

Die Rhetorik der Gleichheit, hinter der ein Alltag verschwindet, der weiterhin durch Ungleichheiten geprägt ist, ist ein relativ neues Phänomen in der Geschichte der Paarbeziehungen und sie findet sich vor allem in einem bestimmten sozialen Milieu (so bereits: Jurczyk und Rerrich 1993). Cornelia Koppetsch und Günter Burkart (1998), die in der 2. Hälfte der 90er Jahre eine Studie über Paarbeziehungen im Milieuvvergleich durchgeführt haben, trafen sie vor allem im „individualistischen Milieu“, das durch höhere Bildung und einen urbanen Lebensstil geprägt ist. Hier und nur hier dominiert ein neues Leitbild der Paarbeziehung, das geprägt ist von Gleichheitsdiskurs, Selbstverwirklichungsanspruch und dem Modell der Autonomie zweier Subjekte, die sich im Rahmen einer individualisierten, egalitären Partnerschaft zusammenschließen und sich an ihren individuellen Interessen und Bedürfnissen orientieren, während tradierte Geschlechternormen jede Legitimität verloren haben (vgl. vor allem: 145-201).

Nur an der Praxis hat sich wenig verändert. Eines der frappierendsten Ergebnisse der Untersuchung von Koppetsch und Burkart ist, dass die Frauen in allen drei untersuchten Milieus auch weiterhin den weit überwiegenden Teil der Hausarbeit überneh-

men und dass zudem die Strukturen der häuslichen Arbeitsteilung in allen drei Milieus die gleichen sind, auch und gerade dann, wenn einzelne Hausarbeiten inzwischen zur Zuständigkeit der Männer geworden sind. Über die Milieugrenzen hinweg hat sich eine in Teilen neue Geschlechterordnung des Haushaltens etabliert, die Frauenarbeit von Männerarbeit entlang bestimmter symbolischer Markierungen trennt: (1) außen/innen, (2) schwer/leicht, (3) grob/fein, (4) trocken/nass und (5) außeralltäglich/alltäglich (205-215). Doch während die Ungleichheit der Lastenverteilung, die in der Unterscheidung von alltäglichen und außeralltäglichen Hausarbeiten noch einmal festgehalten ist, im familistischen und im traditionellen Milieu den Leitvorstellungen der Paarbeziehung und den Vorannahmen über die Differenz der Geschlechter weitgehend korrespondiert, sehen sich die Paare des individualistischen Milieus mit einer Diskrepanz zwischen Diskurs und Praxis konfrontiert, die problematisch vor allem deshalb ist, weil sie sich diskursiv kaum auflösen lässt.

Insbesondere die Verbindung von Individualisierungs-, Selbstverwirklichungs- und Gleichheitsdiskurs führt in diesem Milieu dazu, dass die im Alltagshandeln unverwandt reproduzierten geschlechtsspezifischen Zuständigkeiten im Reden nicht mehr thematisiert werden können; dass die Ungleichheiten, die in der Praxis fortbestehen, aus den Diskursen verschwinden. Da die Arbeitsteilung nicht mehr als Ergebnis einer Geschlechterdifferenz verstanden werden kann, die in ihr zum Ausdruck kommt und sie begründet, sondern als Folge einer freien und bewusst getroffenen Wahl, ist letztlich jeder selbst verantwortlich für das, was er oder sie tut. Da die Vorstellungen von Ordnung und Sauberkeit nicht mehr den Status anerkannter Regeln haben, die als selbstverständlich vorausgesetzt werden, räumt jeder dann auf, wenn ihn oder sie die Unordnung nervt, bügelt man, weil man das eigentlich ganz gerne tut; werden die Socken gewaschen, wenn man das Gefühl hat, es sei mal wieder so weit, oder wenn einfach keine mehr da sind, und putzt schließlich diejenige die Fenster, die den Dreck einfach nicht mehr sehen kann. So jedenfalls will es die Logik der Diskurse, die das Reden bestimmt.

„Aus der Logik des individualisierten Partnerschaftsdiskurses folgt, daß die Akzeptanz der individuellen Persönlichkeit auch die Akzeptanz für ihre unter Umständen niedrigeren Ansprüche auf Sauberkeit und Ordnung einschließt“ (219). Ein typisches Ergebnis der Auseinandersetzungen um Ordnung und Sauberkeit ist deshalb das Motto: Wenn es dich stört, dann räum es doch weg! Ein Motto, auf das es auch deshalb kaum eine passende Erwiderung gibt, weil der unausgesprochen mitschwingende Vorwurf, sich noch nicht ausreichend von veralteten, bürgerlichen oder gar typisch weiblichen Standards gelöst zu haben, auch das eigene Selbstverständnis und die eigenen Leitbilder verletzt und deshalb womöglich weniger leicht zu ertragen wäre als das 'bisschen Aufräumen' dann und wann oder das 'bisschen Wäschewaschen'.

Koppetsch und Burkart zeichnen minutiös nach, wie in den individualisierten Paarbeziehungen die Mehrarbeit der Frauen nicht anerkannt, sondern entwertet wird und wie die Frauen an dieser Entwertung – ähnlich wie bereits bei Hochschild – aktiv mitwirken. Die Reduktion und Vernichtung des „Tauschwertes“ der Frauenarbeit im

Haushalt, die vollends besiegelt ist, „wenn die Frau akzeptiert, daß der Mann die Gegenleistung verweigert“ (168), trägt ihren Teil zu jener „Ohnmacht der Diskurse“ bei, die anzeigt, dass es für geschlechtsspezifische Zuständigkeiten und Obligationen im alltagsweltlichen Differenzwissen der individualisierten Paare keinen legitimen Ort mehr gibt. Das Reden entfernt sich mehr und mehr von der Praxis des Haushaltens und die alltäglich reproduzierten Ungleichheiten verschwinden umso spurloser aus den Diskursen, als deren Thematisierung paradoxerweise gerade diejenigen ins Unrecht setzt, die den größeren Teil der Lasten tragen. Die ursprüngliche Absicht, sich von den alten Rollenmustern zu befreien, wird so ins Gegenteil verkehrt. Die alten Rollen werden in der Praxis beibehalten, aber durch die neue Sichtweise zugleich verdeckt und aus dem Interpretationsvorrat verbannt (190). Aus den expliziten sind latente Geschlechternormen geworden, die ihre Wirksamkeit auch daraus beziehen, dass ihre Problematikisierung schwierig und riskant geworden ist.

Die Ohnmacht der Diskurse rührt auch daher, dass die Verteilung der Hausarbeit so eng mit der Beziehungsökonomie und der gerade im individualistischen Milieu hoch prekären Machtbalance in der Beziehung verwoben ist, dass sie nur um den Preis langwieriger Konflikte zur Sprache gebracht werden kann. Die Thematisierung der Ungleichheit droht nicht nur, diejenigen zu decouvrieren, die sie zur Sprache bringen. Sie ist nicht nur verbunden mit der Gefahr, das Scheitern der eigenen Ansprüche ans Licht zu bringen. Sie könnte auch die Beziehung selbst gefährden. Und im stillschweigenden Aufräumen des häuslichen Chaos' ist deshalb nicht nur eine uneingestandene Niederlage verborgen. Im Schweigen kommt auch zum Ausdruck, dass die Beziehung wertvoller ist als die Idee der Gleichheit und dass die Logik des Tausches, die zum säuberlichen Aufrechnen von Leistung und Gegenleistung zwingt, zerstört, was den größeren Wert besitzt: die Bewahrung des Paares und die „Liebe mit ihrer Ökonomie des Gabentauschs (...), die auf Freiwilligkeit und Unbedingtheit basiert“ (318f).

3.2. Diskursives und inkorporiertes Wissen: Die Ideen und die Gesten

Die Logik der Diskurse erklärt zwar, wie es zum Verschwinden der Ungleichheit aus dem Repertoire dessen kommt, worüber sich reden lässt. Sie erklärt aber noch nicht das eigensinnige Beharrungsvermögen des praktischen Handelns. Die Diskrepanz zwischen diskursiven und praktischen Normen resultiert ja eben daraus, dass sich tradierte Verhaltensmuster und Gewohnheiten unabhängig von den verbalen Formen partnerschaftlichen Aushandelns entwickeln; dass sie die Ebene der Diskurse und des diskursiven Wissens fortwährend unterlaufen und eine Wirklichkeit schaffen, die zum Problem wird, sobald man über sie zu reden und nachzudenken beginnt.

Die Idee der Gleichheit und die Praxis der Haushaltsführung sind offensichtlich auf unterschiedlichen Ebenen angesiedelt: „Während die Idee der Gleichheit einer (reflexiven) Diskurslogik gehorcht, beruht die Verrichtung alltäglicher Handlungen auf einer anderen, einer praktischen Logik“ (156). Damit ist zugleich das zentrale Thema der Studie

von Jean-Claude Kaufmann angesprochen, in deren Zentrum die schmutzige Wäsche steht (dt. 1994). Kaufmann sieht gerade in der Wäsche ein ideales Analyse-Instrument „der ehelichen Konstruktion von Alltag“, weil die Wäsche in jedem Augenblick der Paarbeziehung präsent ist. Sie haftet dem Paar an wie eine zweite Haut und ist Träger vielfältiger symbolischer Bedeutungen, weil sie in besonderem Maße verbunden ist mit der „Erinnerung an die ursprüngliche Rolle der Frau innerhalb des Paares“ (9). Nicht zufällig ist das Waschen der Wäsche der Teil der Hausarbeit, der sich am hartnäckigsten einer gleichberechtigten Verteilung widersetzt (so auch Koppetsch und Burkart, vor allem 227-236). Am Umgang mit der Wäsche kann Kaufmann deshalb zeigen, dass Handeln und Reden unterschiedlichen Impulsen gehorchen; am Leitfaden der Wäsche gelangt er an einen Ort, „wo die Gesten den Gedanken widersprechen, und die Worte das Gegenteil der Gedanken ausdrücken (...), wo das Reden selbst ein Schweigen darstellt und das Schweigen sehr berechtigt ist (...), wo Fähigkeiten gebüßt statt belohnt werden und die großzügige persönliche Hingabe auf Heller und Pfennig berechnet wird“ (10).

Mit den Gesten ist ein inkorporiertes Wissen angesprochen, das auf das Engste verknüpft ist mit grundlegenden Vorstellungen von Ordnung und Sauberkeit, von körperlicher Integrität und dem Gefühl, „mit sich im Reinen zu sein“. Die alltäglichen Verrichtungen, die Gewohnheiten und Routinen, die in Fleisch und Blut übergegangen sind, stellen ein Verhaltenskapital, einen Fundus an selbstverständlichen Praktiken dar, die wie von selbst geschehen. Hier geht es um ein Wissen, wie man die Dinge macht, wie man die Wäsche faltet, was und wie man bügelt und wie Bettwäsche, Handtücher oder Socken im Schrank liegen, das vorreflexiv ist, das sich mühelos und automatisch einstellt und sich gerade darin zeigt, dass man etwas tut, ohne darüber nachdenken zu müssen.

Zum Problem werden die inkorporierten Praktiken, wird dieses in körperlichen Handlungsweisen und Routinen aufbewahrte praktische Wissen, wenn der Werdegang des Paares die Haushaltsintegration erreicht und der Kauf der gemeinsamen Waschmaschine besiegelt, dass das Paar zum Paar geworden ist (69-121; zur Waschmaschine: 82-90). Die Schwierigkeiten, die dann auf den Plan treten, rühren nicht nur daher, dass nun das inkorporierte Wissen der Partner aufeinander abgestimmt und die oft unterschiedlichen Gewohnheiten neu zusammengefügt werden müssen, ohne allzu sehr miteinander zu kollidieren. Sie hängen auch nicht allein damit zusammen, dass der für viele selbstverständliche Anspruch auf eine gleichberechtigte Verteilung der Hausarbeiten umfangreiche Absprachen und, vor allem anfangs, immer neue Verhandlungen erforderlich macht. Das zentrale Problem erwächst daraus, dass die Haushaltsintegration eine Eigendynamik entwickelt, mit der die jugendlichen Paare ebenso wenig rechnen wie die eingangs zitierten Studentinnen, auf die sie nicht vorbereitet sind und die sich aus ihrer Sicht jeder vernünftigen Erklärung entzieht.

Im Zuge der Haushaltsintegration kehren auf Seiten der Frauen scheinbar wie von selbst die Erinnerungen daran zurück, wie man im Haushalt die Dinge macht, damit alles seine Ordnung hat und man sich zu Hause wohl fühlt, die in Zeiten jugendli-

chen Single- oder WG-Daseins vielfach verblasst oder kurz entschlossen verabschiedet worden waren. Die Männer hingegen vergessen nun mehr und mehr, was sie sich in dem Moratorium zwischen elterlichem und eigenem Haushalt an Kompetenzen im Bügeln, Waschen oder Aufräumen angeeignet hatten. Der Haushalt wird für sie wieder zu jenem Buch mit sieben Siegeln, das er früher schon gewesen war, jedenfalls für die meisten von ihnen.

Mit der Haushaltsintegration begeben sich die Paare in ein Setting, in ein Geschlechterarrangement, dem das eigentümliche Potenzial innewohnt, den Fundus inkorporierten Wissens zu reaktivieren, auch wenn er zwischenzeitlich ad acta gelegt worden war. Im Zuge der Haushaltsintegration kommt deshalb zum Tragen, dass das Handlungskapital, das inkorporierte Wissen, über das die Frauen in Haushaltsdingen verfügen, in der Regel größer ist als das ihrer Partner. Sie können nicht nur manches besser, sie verfügen über die unschätzbare Fähigkeit, einfach zu sehen, was getan werden muss. Für die Paare, die sich dem neuen Leitbild von Gleichheit und Partnerschaft verpflichtet fühlen, wird genau das zum Problem. Sie finden sich nun unversehens an jenen Ort versetzt, „wo Fähigkeiten gebüßt statt belohnt werden und die großzügige persönliche Hingabe auf Heller und Pfennig berechnet wird“ (10).

Kaufmann hat die Unterschiede der sozialen Lage oder des Milieus zwar, anders als Koppetsch und Burkart, nicht systematisch herausgearbeitet. Doch auch in seiner Studie wird immer wieder deutlich, dass der Gleichheitsdiskurs die Paarintegration nicht erleichtert, sondern sie ganz erheblich kompliziert. Die Frauen geraten gerade vermöge ihres größeren Fundus an inkorporiertem Wissen unaufhaltsam in eine Falle, die sie selbst aufstellen, wenn sie tun, was ihnen leicht fällt und mühelos von der Hand geht (257-278). Die Männer hingegen übernehmen ein ums andere Mal den Part des schuld-bewussten Schülers, ohne je ausgelernt zu haben, weil sich gerade das am Wenigsten lernen lässt, was erst gelungen ist, wenn es wie von selbst geschieht (279-290). Die einen tun unaufhörlich zu viel, die anderen unaufhörlich zu wenig, und noch das Wenige, das sie tun, zeugt vielfach von lehrlingshafter Unbeholfenheit – jedenfalls im geübten Blick ihrer Frauen, die es dann oftmals doch lieber gleich selber machen und so zwar die Ordnung wieder herstellen, aber eben auch die Falle.

Die Handlungsimpulse, die im Vollzug der Gesten realisiert werden, gewinnen immer wieder die Oberhand, und sie tun es auch deshalb, weil sie begleitet und getragen sind von dem Gefühl, mit sich selbst im Einklang zu sein – einem Gefühl, das schwindet, sobald das Reden beginnt und begründungsbedürftig wird, was zuvor selbstverständlich schien. Mit dem Reden beginnen die Zweifel, verlieren die Gesten ihre Evidenz; wird eine Tätigkeit, die zuvor wie von selbst geschah, zur Last, verwandelt sich das, was zuvor die einfachste Sache der Welt schien, in eine lästige Pflicht, der nachzukommen immer schwerer fällt (28-32). Auch bei Kaufmann hat das Schweigen in den Paarbeziehungen deshalb mehr als eine Bedeutung (223-242).

Es gibt das alte Schweigen, das die Gesten begleitet, die jedes Reden überflüssig machen, und das wertvoll ist, weil der Alltag, wenn die Gesten ihre Evidenz erst völlig verloren

haben, zu einer endlosen Folge mühsamster Aufgaben wird. Und es gibt jenes andere, jenes neue Schweigen über die Falle der Frauen und die Schuld der Männer, in dem das Scheitern der Idee der Gleichheit verborgen ist, das, einmal zur Sprache gebracht, das Selbstverständnis unterminieren und die Beziehung zerstören könnte. Doch während Koppetsch und Burkart dieses Scheitern zu einem guten Teil den Diskursen von Individualisierung, Selbstverwirklichung und Gleichberechtigung anlasten, die womöglich „ganz ungeeignet für die Regulation von Paarbeziehungen“ sind (320), setzt Kaufmann den Akzent anders. Für ihn liegt das zentrale Hindernis im „Widerstand der Alltagsgesten, in denen eine lange Vergangenheit verinnerlichter Geschlechterpositionen aufbewahrt ist, eine Vergangenheit, die in Bruchstücken wieder auftaucht, sobald die Integration des gemeinsamen Haushalts fortschreitet“ (293). Für ihn ist die Aufgabe, die Idee der Gleichheit im Zuge der Haushaltsintegration zu verwirklichen, deshalb so schwer lösbar, weil die Individuen, wenn sie sich zunächst „ohne große Vorbehalte“ an diese Arbeit machen, nicht wissen, „daß sie vor allem gegen sich selbst zu kämpfen haben werden“ (292).

Die großen Anstrengungen, die die Paare vor allem in der Anfangszeit immer wieder unternehmen, um die Diskrepanz zwischen den Gesten und den Ideen aufzulösen, führen zu ganz lächerlichen Ergebnissen, sie enden scheinbar im Nichts. Die Haushaltsintegration wird ein ums andere Mal aufgeschoben, nur mit äußerster Vorsicht überhaupt in Angriff genommen und entfaltet dann doch ihre Potenzial, das inkorporierte Wissen, die Gesten mit ihrer „langen Vergangenheit verinnerlichter Geschlechterpositionen“, zu reaktivieren. Der Kauf der Waschmaschine wird begleitet von hochkomplizierten Vereinbarungen, wer wann welche Wäsche wäscht, und am Ende siegt dann doch der scheinbare Sachzwang und nur eine wäscht, und zwar die ganze Wäsche. Das Aufräumen der schmutzigen Wäsche wird immer neu zum Anlass ausführlicher Debatten, und übrig bleibt schließlich doch wieder jener Strumpf, „den der Mann an seinem rechten Platz wähnt, während er für die Frau einfach herumliegt, und die ihn folglich dahin räumen muß, wo er hingehört“ (293/4). In jeder Geste „steckt die ganze Gesellschaft, die das Individuum determiniert, welches sie zu manipulieren glaubt“ (293).

Die gesellschaftlichen Imperative, die noch die alten Verhältnisse repräsentieren, beziehen ihre Wirkungsmächtigkeit gerade daraus, dass sie nicht nur von außen kommen, „sondern in jedem von uns auf sehr persönliche und konkrete Weise verkörpert (sind), in scheinbar harmlosen Verhaltens- und Handlungsweisen, welche uns zu dem machen, was wir sind“ (293). Die Ohnmacht der Diskurse, wie sie bei Kaufmann in den Blick kommt, rührt letztlich daher, dass sich bislang nur das diskursive Wissen verändert hat, aber dass diesem neuen Wissen noch kein inkorporiertes Handlungskapital entspricht und keine Geschichte, in der mit neuen Gesten auch neue Geschlechterpositionen aufbewahrt wären. Es gibt vorerst nur die alten Gesten und die Ideen mit ihren neuen Ansprüchen. Es gibt Ungleichzeitigkeiten nicht nur zwischen den Individuen und den Verhältnissen, mit denen sie sich herumzuschlagen haben – davon war im 2. Kapitel schon einmal die Rede. Die Ungleichzeitigkeiten stecken auch in den Individuen selbst.

Man braucht deshalb nicht unbedingt die großen Makroanalysen, wenn man den aktuellen Stand der Modernisierung des Geschlechterverhältnisses bestimmen will, sondern mitunter kommt man weiter mit der „Ethnografie des Details“ (291-295). Einer Ethnografie des Details allerdings, die nicht aus dem Blick verliert, dass es die Haushaltsintegration ist, die – ganz ebenso wie die Goffmanschen Geschlechterarrangements – das inkorporierte Wissen reaktiviert und es den Akteuren leicht macht, Geschlechterpositionen zu reproduzieren, mit denen sie eigentlich nicht mehr das Geringste zu tun haben wollen.

4. Facetten rhetorischer Modernisierung (2): Verzeitlichte Ungleichheit und rationales Kalkül im Lebenslauf

Mit den Geschlechterarrangements betritt man in sozialkonstruktivistischer Perspektive eine „institutional arena“, kommen institutionalisierte Reproduktionsformen der Geschlechterunterscheidung in den Blick, die sich nur nach einer Seite hin erschließen, wenn man fragt, welche Gelegenheit sie den Akteuren bieten, die Differenz der Geschlechter im „doing gender“ interaktiv zu validieren und welche Hürden sie entsprechend denjenigen in den Weg stellen, die gerade das nicht mehr wollen. Mindestens ebenso wichtig ist – auch mit Blick auf die rhetorische Modernisierung – die andere Seite, die Einbindung der Geschlechterarrangements in soziale Strukturzusammenhänge, die sie ebenso vergegenständlichen wie sie umgekehrt von ihnen präformiert werden. Dass die Haushaltsintegration sich heute noch immer größtenteils auf eine Weise vollzieht, die das inkorporierte Wissen und mit ihm die alten Geschlechterpositionen neu mit Leben erfüllt, hat auch damit zu tun, dass sie eingebunden ist in sozialstrukturelle Reproduktionsformen der Differenz, die noch wenig tangiert sind von den Gleichheitsideen, die das zeitgenössische Differenzwissen mancher Milieus bestimmen. Die alten Verhältnisse stecken in den Individuen und in der Gesellschaft, gerade die Korrespondenz, auf die das eine im anderen trifft, macht ihre Persistenz aus.

Im Konzept der Institutionenstrukturiertheit des Lebenslaufs, das von Helga Krüger und ihren Mitarbeiterinnen entwickelt worden ist, steht diese zweite Seite der Geschlechterarrangements im Zentrum, ohne dass dabei die andere Seite ausgeblendet wird (Born, Krüger und Lorenz-Meyer 1996; Krüger 1995, 2001a und 2001b; Born und Krüger 2001). Zwar geht es im Institutionenansatz der Lebenslaufforschung explizit nicht um die Mikroebene des „doing gender“. Wohl aber stellen die Deutungsmuster der Akteure eine wichtige Analysedimension dar, und das eröffnet die Möglichkeit, die rhetorische Modernisierung nun in einem weiteren Horizont zu lokalisieren: In den Blick kommt nun weniger der Kampf der Individuen mit sich selbst, sondern vielmehr ihre ebenfalls höchst konfliktrichtige Auseinandersetzung mit den Verhältnissen.

4.1. Retraditionalisierungsschübe im Lebenslauf: Von der Gleichheit zur Differenz

Der Lebenslauf junger Frauen und Männer beginnt heute nicht nur im individualistischen, sondern zumindest teilweise auch in anderen sozialen Milieus mit Erfahrungen, die für die Idee der Gleichheit und ihre Realisierungschancen viel versprechend scheinen. Folgt man den letzten Shell-Jugendstudien und den inzwischen zahlreichen Untersuchungen zu den Lebensplänen und Zukunftsperspektiven junger Frauen, so haben Unterschiede zwischen den Geschlechtern in der Jugendphase mehr und mehr an Bedeutung verloren. Am Ende der Schulzeit und auch noch am Ende der Berufsausbildung bzw. des Studiums sind junge Frauen und Männer einander heute so gleich, wie keine Generation vor ihnen (vgl. u.a. Deutsche Shell 2000 und 2002; Geissler 1998; Geissler und Oechsle 1996 und 2000; Keddi u.a. 1999; Oechsle und Geissler 1998).

Die Gleichheit der Ausgangslage bezieht sich auf die Kompetenzentwicklung, auf die Lebenslage und auf das Selbstverständnis. Junge Frauen und Männer sind heute gleich gut ausgebildet, die Frauen im Durchschnitt und was den Schulabschluss angeht, sogar besser. Junge Frauen und Männer leben – solange sie noch ohne Kind sind – in ähnlichen Lebensverhältnissen, sind nach der Ausbildung vollzeitig berufstätig, finanziell unabhängig und relativ autonom in ihrer Lebensführung. Beide Geschlechter gehen in Übereinstimmung mit ihren Erfahrungen davon aus, dass sie Gleiche sind, dass die alten Geschlechterrollen oder gar die Mechanismen der Frauendiskriminierung der Vergangenheit angehören und für ihr Leben keine Bedeutung haben. Sie sind überzeugt davon, dass sie selbst es sind, die alleine oder gemeinsam mit ihrem Partner die wichtigen Entscheidungen über ihren weiteren Lebensweg treffen, ohne dabei von normativ-geschlechtstypischen Erwartungen maßgeblich bestimmt zu werden. Ganz im Gegenteil: die Gleichberechtigung ist für die meisten selbstverständlich und einig sind sie sich auch darin, dass beide mehrheitlich Beides wollen, Beruf und Familie, wobei Familie hier als Kürzel steht für ansonsten durchaus unterschiedliche Konzepte von Partner- und Elternschaft und der Kongruenz von Paar- und Haushaltsintegration. Kurz: „Typisch 'weibliche' im Unterschied zu typisch 'männlichen' Lebensmustern scheint es nicht mehr zu geben“ (Deutsche Shell 2000, 344).

Die Idee der Gleichheit wurzelt in realen Gleichheitserfahrungen, und es sind vor allem die Institutionen des Bildungssystems, die sie vermitteln und fundieren. Zwar wissen wir nicht erst seit der Pisastudie, dass auch das Bildungssystem soziale Ungleichheiten nicht ausgleicht, sondern reproduziert; bereits 1971 erschien die „Illusion der Chancengleichheit“ von Bourdieu und Passeron in deutscher Übersetzung. Aber was die Ungleichheit der Geschlechter angeht, so kommt das in der Schule gerade nicht und in den Hochschulen und Teilen des Ausbildungssystems nur vermittelt über die Fächer- und Berufs„wahl“ zum Tragen, deren weichenstellende Bedeutung sich oft erst später im Lebenslauf zu einer konkreten Erfahrung verdichtet. Die Idee der Gleichheit, das zeigt auch der Milieuvvergleich von Koppetsch und Burkart (vor allem 237-282),

wird in ganz wesentlichem Maße gestützt durch die Institutionen des Bildungssystems und sie prägt das Selbstverständnis und das alltagsweltliche Differenzwissen der Akteure umso nachhaltiger, je länger die Zeitspanne ist, die sie in diesen Institutionen verbringen und je mehr der Diskurs für sie zu dem Leitmedium wird, das für das Selbstverständnis und die Paarbeziehung zentrale Bedeutung hat.

Dass diese Gleichheitserfahrungen vor allem lebensphasenspezifisch sind und gebunden an einen institutionellen Kontext, der zu den von Helga Krüger so genannten „Abschnittsinstitutionen“ des Lebenslaufs gehört, die „sich in ihrem Nacheinander wie Perlen auf die Schnur der Altersachse (reihen)“ (Krüger 2001b, 277f), wird deutlich, wenn der nächste Abschnitt erreicht ist und neue Institutionen zu den Strukturgebern des Lebenslaufs werden. Die Schwierigkeiten, die dann auf diejenigen warten, die die Idee der Gleichheit zu der ihren gemacht haben, werden deutlich, wenn man zwei biografische Schwellen ins Auge fasst, die auch Birgit Geissler (1998) und Mechthild Oechsle (Geissler und Oechsle 2000) genau herausgearbeitet haben. An beiden Schwellen beobachtet Geissler einen „Schub zur Herstellung von Geschlechtsspezifität der Berufarbeit“ (1998, 114), kommt es zu einer Re-Traditionalisierung und Re-Vergeschlechtlichung der Lebenslaufmuster junger Frauen und junger Männer, die umso bedeutsamer ist, als die nun beginnenden Unterschiede und Ungleichheiten größer werden, statt wieder zu verschwinden, wenn der Lebenslauf voranschreitet.

Die erste Schwelle ist vielfach schon mit dem Übergang vom Bildungs- ins Berufsausbildungssystem und endgültig mit der Berufseinmündung erreicht. Beim Übergang von der Schule in den Beruf stehen jungen Frauen noch heute de facto deutlich weniger Berufsalternativen zur Verfügung als jungen Männern, und die Alternativen, die ihnen zur Verfügung stehen, liegen in den weniger attraktiven Berufsfeldern (Krüger 2001, 70ff). Hier bricht sich – so Geissler und Oechsle – die Gleichheit der Bildungschancen und der Wandel im Selbstverständnis „an der geschlechtsspezifischen Segmentierung des Arbeitsmarktes“ (2000, 15). Die Verteilung der berufsqualifizierenden Abschlüsse liegt noch immer zu rund 70 Prozent in je geschlechtstypischen Segmenten (Krüger 2001, 72), und in den frauentypischen Segmenten finden sich auch heute noch die klassischen Sackgassenberufe der Arzthelferin und Floristin, der Anwaltsgehilfin oder der Einzelhandelsverkäuferin, die wenig bis gar keine Aufstiegsmöglichkeiten bieten. Auch Krüger konstatiert angesichts dieser „historisch verfestigten Segmentationslinien“, dass nun das neue Selbstverständnis und „per Sozialisation erreichter Wandel wieder eingefangen (wird)“ (2001a, 70).

Für die jungen Frauen beginnt damit ein Weg, der seine Fortsetzung findet, wenn der zweite Re-Traditionalisierungsschub einsetzt, der mit der Familiengründung verbunden ist. Dabei ist es in der Perspektive des Lebenslaufs weniger die Haushaltsintegration als vielmehr die Geburt des ersten Kindes, die dazu führt, dass die 'alten' Ungleichheiten neu zum Tragen kommen. Bei der Geburt des ersten Kindes sind es nach wie vor in ihrer großen Mehrheit die Mütter und nicht die Väter, die die Berufstätigkeit unterbrechen, die den Elternurlaub in Anspruch nehmen und die in ihren

Beruf oder eine andere Erwerbstätigkeit auf Teilzeitbasis zurückkehren (vgl. Schneider und Rost 1998). Die Familie ist, endgültig mit der Geburt des ersten Kindes, zu einer „Schaltstelle des Managements verschieden strukturierter Lebensläufe“ geworden. Und sie ist auch noch in ihrer gegenwärtigen Verfasstheit „eine Verknüpfungsinstitution zwischen Lebensläufen, in der die zunehmende weibliche Erwerbstätigkeit eine nur untergeordnete Rolle spielt“ (Krüger 2001b, 271).

Zwar verabschieden sich die jungen Frauen nur sehr ungern von der Idee der Gleichheit und so betrachten sie die Unterbrechung oder Einschränkung der Berufstätigkeit zunächst als kurzfristig und allenfalls vorübergehend. Doch dass es ganz so vorübergehend und mithin ganz so folgenlos nicht bleibt, hängt auch in der Lebenslaufperspektive damit zusammen, dass der erste Schritt, wenn er einmal getan ist, eine eigene Dynamik entfaltet. War es bei Kaufmann das inkorporierte Wissen, mit dem die jungen Paare nicht gerechnet hatten, so ist es aus der Sicht Krügers die Tatsache, dass die Strukturgeber Beruf und Familie einer je eigenen Logik gehorchen und in der Familie als Verknüpfungsinstitution so zusammengeschlossen sind, dass sich beide nur im Lebenslauf von Männern wechselseitig stützen und positiv aufaddieren, während sie sich im Lebenslauf von Frauen wechselseitig behindern und konterkarieren (vgl. Krüger 1995). Nur für die einen stellt die Familie eine „Support-Institution“ dar, die die Partizipation im Beruf erleichtert und unterstützt. Für die anderen, die Frauen, fungiert sie als „Unterbrecher-Institution“, die die Teilnahme am Berufsleben erschwert und behindert (Krüger 2001b, 278-280). Selbst der kurzfristige Ausstieg aus dem Beruf lässt sich mit langfristigen Karriereoptionen eben nur schwer verbinden. Und auch der Rückweg von der teilzeitigen in eine vollzeitige Erwerbstätigkeit ist angesichts der zunehmend prekären und flexibilisierten Arbeitsmarktverhältnisse schwierig und mühsam.

Dass sich die zunächst als vorübergehend und revidierbar betrachteten Unterschiede zwischen Frauen und Männern im Fortgang der Geschichte unweigerlich und wie von selbst vergrößern, hängt aber auch noch mit einem weiteren Aspekt zusammen. Die Familie ist eine Schaltstelle des Managements nicht nur mit Blick auf den Lebenslauf der Partner und die „Tandem-Institutionen“ Beruf und Familie. Sie ist zudem eingebunden in ein Gefüge unterschiedlichster „Anlieger-“ oder „Schatten-Institutionen“, das in den letzten Jahrzehnten zunehmend komplexer und vielfältiger geworden ist. Die Managementaufgaben haben sich paradoxerweise in demselben Zeitraum vermehrt, in dem auch die Gleichheitsansprüche gewachsen sind, die sich nur realisieren ließen, wenn die Fülle der Aufgaben denn endlich kleiner würde. Das Gegenteil ist der Fall und in Folge dessen wird das „Herrschaftsregime der Ungleichheit in Geschlechterbeziehungen“ weiter stabilisiert (vgl. a.a.O., 280).

Kindergärten und Schulen, Sportvereine, Krankenhäuser und Einrichtungen der Altenbetreuung, Ämter, Behörden und Geschäfte mit ihren je verschiedenen Öffnungszeiten setzen „in ihren Verknüpfungslogiken die nach herkömmlichen Mustern gestaltete Familie voraus, standardisieren die biographischen Verläufe ihrer Mitglieder geschlechts-, alters- und bedarfsdifferent und drücken von hierher der ‚Institution

Lebenslauf ihr Programm (...) auf“, ein Programm, das in der Bewahrung der Reproduktionsbedingungen des hierarchischen Geschlechterverhältnisses besteht (a.a.O., 280f). Die Familie ist nicht nur eine Support-Institution für den berufsorientierten Lebenslauf der Männer. Sie hat auch Support-Charakter für das Bildungssystem und das Gesundheitswesen, für Teile der öffentlichen Verwaltung und private Freizeiteinrichtungen, für bürgerschaftliches Engagement und den Einzelhandel. Die Schatten-Institutionen vermehren die Managementaufgaben der Familie und arbeiten allen „Versuchen der Reduzierung von Ungleichheit im Geschlechterverhältnis entgegen“ (a.a.O., 281).

4.2. Verhandeln mit rationalem Kalkül oder rhetorische Modernisierung?

Im jungen Erwachsenenalter sind Frauen und Männer einander heute „so ‚gleich‘ (...), wie niemals sonst, weder vorher noch nachher“ (Geissler 1998, 118). Im weiteren Lebensverlauf kommt es für die Mehrzahl derjenigen, die mit Kindern in einer Familie leben, dazu, dass sich die Berufs- und Familienbiografie der jungen Frauen sukzessive von der ihrer Partner unterscheidet und sich derjenigen ihrer Mütter annähert; kommt es zu jener „deprimierenden Ähnlichkeit des Auseinanderdriftens männlicher und weiblicher Erwerbsverläufe“, die Helga Krüger im Generationenvergleich immer wieder feststellen musste (2001a, 71). Was die Töchter von den Müttern unterscheidet, ist nicht so sehr die widersprüchliche Verschränkung von Berufs- und Familienbiografie. Was sie, und zwar deutlich, unterscheidet, ist der Ausgangspunkt, bei dem sie beginnen; was sie unterscheidet, sind die Deutungsmuster, die sie als plausibel und legitim ansehen, und sind folglich auch die Diskurse, die sie je verschieden entfalten, um ihre Lebenssituation in ihr Selbstverständnis zu integrieren und in ihre Partnerschaft.

Dabei ist das Problem, das sich den Müttern und den Töchtern in diesem Zusammenhang stellt(e), ein gewissermaßen spiegelverkehrtes. Weder in der Mütter- noch in der Töchtergeneration passen Alltagswissen und Alltagshandeln in dem bei Goffman vorausgesetzten Maße zusammen. Gerade vor dem Referenzhorizont der institutionellen Reflexivität wird aber deutlich, dass sich die Konstellation des Nicht-Übereinstimmens nicht nur verändert, sondern genau umgekehrt hat. Die Mütter verstanden oder genauer: präsentierten sich auch dann noch als vor allem familienorientiert, wenn sie schon längst ein Leben führten, das man heute als „doppelorientiert“ bezeichnen würde. Die Töchter geben ihr Selbstverständnis, für das Individualisierung und Gleichberechtigung konstitutiv sind, auch dann nicht auf, wenn sie de facto die Erwerbstätigkeit unterbrechen oder auf Teilzeitarbeit reduzieren, während ihre Partner die Berufskarriere fortsetzen. Während bei den Müttern das Handeln eine Zukunft vorwegnahm, die sich in das alltagsweltliche Differenzwissen ihrer Zeit nicht bruchlos integrieren ließ, haben die Töchter damit zu kämpfen, dass ihr Alltagswissen ihrem Handeln vorausgeeilt ist.

Schon die um 1930 geborenen Mütter, deren Lebensläufe und Selbstverständnis Claudia Born, Helga Krüger und Dagmar Lorenz-Meyer (1996) in der bahnbrechenden und immer noch viel zu wenig beachteten Studie zum „unentdeckten Wandel“

untersucht haben, hielten beharrlich an ihrer Berufsorientierung fest, auch wenn sie eine Familie hatten. Und sie taten dies bereits zu einem Zeitpunkt, der in der Familiensoziologie als „golden age of marriage and the family“ gilt (Lenz 1998, 14). Eine der Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hatten, resultierte deshalb daraus, dass sie ihre Berufstätigkeit gegenüber einem Partner und im Kontext einer öffentlichen Meinung zu begründen suchten, die einhellig darauf insistierten, dass die lebenslange Berufstätigkeit eine Angelegenheit der Männer sei und die Frauen in der Familie ihren angestammten Ort haben. Dieses Problem haben die Töchter nicht mehr. Für sie ist die Re-Traditionalisierung ihres Lebenslaufs zum Problem geworden. Die Ungleichheit in der Geschlechterbeziehung, an deren Herstellung sie selbst beteiligt sind, widerspricht nicht nur ihrem Selbstverständnis. Sie widerspricht auch den Gleichberechtigungs- und Selbstverwirklichungsansprüchen, die sie vielfach mit ihrem Partner teilen und die zudem in der Öffentlichkeit hoch im Kurs stehen, auch wenn sie vor allem hierzulande noch immer mit dem Leitbild der „guten Mutter“ kollidieren (vgl. Oechsle 1998).

In den Berichten und Erzählungen der Mütter wird die Diskrepanz zwischen faktischem Handeln und diskursiven Normen überbrückt und das Problem durch den Rückgriff auf das Argument entschärft, ihre teilzeitige oder phasenweise Berufstätigkeit sei notwendig, weil die Familie auf ihren Zuverdienst nicht verzichten könne. Da geht es um diese oder jene größere Anschaffung, und wenn die neue Einbauküche bezahlt ist, steht der erste Italienurlaub auf dem Programm oder der Farbfernseher. Bei den Töchtern sind es die Argumentations- und Redefiguren, auf die auch Koppetsch und Burkart beim leidigen Thema Hausarbeit gestoßen sind, die das Reden bestimmen und die Erzählungen dominieren. Die Töchter haben den Elternurlaub genommen, sind zeitweilig aus dem Beruf ausgestiegen oder auf Teilzeit gegangen, weil sie selbst es so wollten und entschieden haben; weil es ihnen wichtig ist, viel Zeit für die Kinder haben, solange sie noch klein sind, und weil sie das mit ihrem Partner alles genau überlegt, besprochen und ausgehandelt haben. Das Verhandeln steht hoch im Kurs, auch in der Familiensoziologie, der zu Folge die „Verhandlungsfamilie“ inzwischen die alte Familie abgelöst hat, die vom „patriarchalen Diktat“ bestimmt war (vgl. Bertram 1997 und 2000; Born und Krüger 2000).

Folgt man Claudia Born und Helga Krüger so ist es in diesen Verhandlungen zwischen den Partnern vor allem ein rationales Kalkül, das die Entscheidung bestimmt. Beide Partner setzen als selbstverständlich voraus, dass bei der Geburt eines Kindes eine oder einer zeitweilig ganz zu Hause bleibt, wobei keineswegs im Voraus feststeht, dass dies die Mutter sein muss. Eigentlich hätte es genauso gut der Vater sein können, wenn da nicht die Frage der Finanzen gewesen wäre:

„Die jungen Paare kalkulieren diesbezüglich sehr realistisch, mit dem Ziel, die beste Balance zwischen Erwerbseinkommen und Familienleben zu finden. Mit der Rationalität dieses Kalküls aber öffnet sich das Einfallstor für neu entstehende Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern auch bei der jungen Generation. Je rationaler kalkuliert wird, desto eher rücken Berufsausbildungen (...) in den Vordergrund. Und erst als Folge des Abschätzens von Karrieremustern

und daraus resultierenden Zeitverpflichtungen rutscht das Familienmanagement wieder in geschlechtsdifferente Gleise zurück.“ (Born und Krüger 2000, 216f)

Die jungen Väter haben die besseren Karriere- und Einkommensmöglichkeiten, nur deshalb sind sie es, die im Beruf bleiben, das wurde vorher genau diskutiert und gemeinsam so beschlossen. So jedenfalls will es die Logik der Diskurse von Gleichberechtigung und Partnerschaft, die heute das Reden bestimmt. Der Ungleichheit, die umso größer wird, je länger die Paare zusammenbleiben, ist so gleichsam die Spitze genommen; sie verschwindet ebenso aus den Diskursen wie 'die Verhältnisse', denen die Schuld bemerkenswerterweise auch nicht in die Schuhe geschoben wird. Die Erzählungen, in denen vom Verhandeln und Entscheiden, von eigenen Entschlüssen und partnerschaftlichem Einverständnis die Rede ist, sind genau so angelegt, dass sie die „Zuschreibung von Selbstverantwortung für den eigenen Lebenslauf“ ermöglichen (Geissler und Oechsle 2000, 17).

Helga Krüger hat im Rahmen methodisch-methodologischer Überlegungen zur Geschlechterforschung sehr dezidiert auf ein Problem aufmerksam gemacht, dem nicht nur, aber vor allem qualitative Untersuchungen große Aufmerksamkeit zu widmen haben: „Qualitative Forschung kann aufdecken, was Frauen sagen, weil sie denken, daß sie sagen sollten, was man von ihnen erwartet!“ (1999, 51). Schaut man sich die Ergebnisse der Bremer Untersuchungen zum Lebenslauf im Generationenvergleich in dieser Perspektive an, so fällt jedoch auf, dass Krüger und ihre Mitarbeiterinnen dieses methodische Dilemma vor allem mit Blick auf die Mütter-Generation sehr sorgfältig im Auge behalten haben, während bei der Auseinandersetzung mit der Töchter-Generation die anerkennungs- und legitimationsstiftende Dimension der Diskurse nur wenig zum Tragen kommt, ganz so als könne man die Antworten der Töchter eher beim Wort nehmen als die der Mütter.

In den Erzählungen der Mütter fahnden sie mit großer Aufmerksamkeit nach den Aspekten, die im Reden gerade nicht thematisiert werden. Und weil sie dies tun, finden sie hinter dem Reden über die Notwendigkeit des 'Zuverdienens', die Anschaffung der Couchgarnitur oder der Schrankwand das beharrliche Festhalten an der Berufsorientierung der Frauen, für die „eines zu wenig und beides zu viel ist“ (vgl. Becker-Schmidt u.a. 1984). Bei den Müttern sehen sie sehr klar, dass die keineswegs nur von finanziellen Erwägungen bestimmten Berufswünsche, in denen schon früh der „Anspruch auf ein Stück eigenes Leben“ zum Ausdruck kommt (Beck-Gernsheim 1983), gerade damit nicht begründet werden, weil das dem Partner kaum eingeleuchtet und als legitimes Bedürfnis auch außerhalb der Familie kaum auf Anerkennung hätte rechnen können. Bei den Töchtern sind sie nach meinem Eindruck nicht ganz so neugierig. Die Rede vom rationalen Kalkül, das in den Verhandlungen der jungen Paare den Ausschlag gibt, scheint auch ihnen recht schnell einzuleuchten. Und sie tut dies um so mehr und vielleicht auch um so leichter, als die Rationalität dieses Kalküls sehr genau der Logik der Institutionen korrespondiert, die im Zentrum der Analyse steht (vgl. vor allem Krüger 1999, 48-51; Krüger und Born 2000).

Womöglich ist aber auch bei den Töchtern im Reden noch mehr verschwunden als die Ungleichheit, die dem Selbstverständnis ebenso widerspricht wie der Logik der Diskurse von Gleichberechtigung, Selbstverwirklichung und Partnerschaft. Womöglich ist es nicht nur das rationale Kalkül, das die Entscheidung bestimmt, ganz ebenso wie es den Müttern nicht nur ums Dazuverdienen ging. Im Anschluss an Kaufmann könnte man beispielsweise vermuten, dass in manchen Paarbeziehungen der Kauf der Waschmaschine, der die Haushaltsintegration besiegelt, längst getätigt ist, wenn die Geburt des ersten Kindes vor der Tür steht, und folglich manche Weichen schon gestellt sind, bevor das Verhandeln über den Elternurlaub und die vorübergehende Berufsunterbrechung überhaupt beginnt und das rationale Kalkül in den Mittelpunkt der Diskurse rückt.

Auf die Grenzen des rationalen Kalküls und des 'aufgeklärten' Diskurses sind auch Norbert F. Schneider und Harald Rost (1998) gestoßen, als sie in einer Re-Analyse vorliegender Erhebungen der Frage nachgegangen sind, warum Erziehungsurlaub noch immer weiblich ist. In jeder vierten Ehe verdiente zum Zeitpunkt der Geburt des ersten Kindes die Frau mehr oder gleichviel wie ihr Mann: „Dennoch haben die meisten dieser Frauen Erziehungsurlaub genommen“ (223). Etwa „in jeder siebten Familie (werden) lieber finanzielle Nachteile in Kauf genommen (...), als über den Erziehungsurlaub eine unkonventionelle Aufgabenteilung zu praktizieren“ (224). Bei Koppetsch und Burkart wird zudem deutlich, dass selbst in einer der wenigen Paarbeziehungen des individualistischen Milieus, in denen der Mann die Rolle des Hausmanns übernommen hat, weil die Frau über die besseren Einkommenschancen verfügt, die tatsächliche Übernahme der Verantwortung für die Kinder und den Haushalt immer erst und nur dann funktioniert, wenn die Frau das Haus verlässt: „Der Rollentausch wird sofort wieder rückgängig gemacht, (...), sobald die 'richtige' Mutter und Hausfrau an Ort und Stelle ist“ (Koppetsch und Burkart 1998, 150). Solange sie da ist, kann sie es nicht nicht tun und er es nicht 'richtig' anfangen. Solange sie da ist, übernehmen die Gesten wie von selbst die Regie und kommen mit ihnen die 'alten' Geschlechterpositionen wieder zum Vorschein.

Der Institutionenansatz der Lebenslaufforschung ist ein unverzichtbares Analyse-Instrument. Er zeigt, wie die 'alten' Geschlechterpositionen in der Abfolge der Abschnitts-Institutionen und in der Verknüpfung der Tandem- und Anlieger-Institutionen weiterhin vorausgesetzt sind; er zeigt, wie auf der Ebene der Institutionen die Ungleichheit der Geschlechter unverwandt reproduziert wird. Aber er erzählt nicht die ganze Geschichte. Erst in der Verbindung mit Kaufmanns Analyse des inkorporierten Wissens, der Gesten und ihres spezifischen Beitrags zur Reproduktion der ungleichen Geschlechterpositionen wird vollends deutlich, dass die 'alten Verhältnisse' nicht nur in den Institutionen stecken, sondern auch in den Individuen und dass es die Korrespondenz ist, auf die das Eine im Anderen trifft, die ihre Persistenz ausmacht – und die rhetorische Modernisierung so dringend erforderlich. Jedenfalls für diejenigen, die der Idee der Gleichheit verpflichtet sind und sich von ihr auch dann nicht verabschieden mögen, wenn ihre Alltagswirklichkeit längst eine ganz andere Geschichte erzählt.

5. Die „internationale Putzkolonne“ und andere Gelegenheiten für die Entfaltung der rhetorischen Modernisierung. Ein Ausblick

Die rhetorische Modernisierung findet sich nicht nur in Familie und Paarbeziehung und sie ist nicht in allen ihren Spielarten in gleicher Weise zurückzuführen auf Widersprüche und Ungleichzeitigkeiten zwischen alltagsweltlichem Differenzwissen auf der einen, Alltagshandeln und institutionalisierten Reproduktionsformen der Geschlechterunterscheidung auf der anderen Seite. Auch im Kontext der Berufsarbeit trifft man heute vielfach auf Varianten der rhetorischen Modernisierung, und hier wird zudem deutlich, dass diese sehr spezifische Form der Modernisierung teilweise dadurch befördert wird, dass die Reproduktionsweisen der Geschlechterungleichheit indirekter und subkutaner geworden sind und also 'wirklich' weniger leicht zu erkennen.

In den vergangenen Jahren sind die letzten noch verbliebenen rechtlichen Bestimmungen, die den Frauen kollektiv den Zugang zu einzelnen Berufen versperren, abgebaut worden. De jure stehen Frauen und Männern nun alle Berufsbereiche in gleicher Weise offen, hindert sie kein Gesetz mehr daran, den Beruf ihrer Wahl zu ergreifen. Zwar wissen wir aus vielen empirischen Untersuchungen und aufgrund einer Fülle von Statistiken, dass sich die Strukturen der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung in den letzten Jahren kaum grundlegend verändert haben. Die auch in internationalem Maßstab verfügbaren Segregations- und Dissimilaritätsindizes sprechen da eine recht deutliche Sprache und zeigen, dass es nicht nur zu keinem nennenswerten Abbau, sondern teilweise sogar wieder zu einer Zunahme der Geschlechtersegregation im Beruf gekommen ist, und dass die steigende Erwerbsbeteiligung der Frauen oftmals gerade von einer solchen Zunahme der Segregation begleitet wird, auch hierzulande (im internationalen Vergleich: Anker 1998; für die EU: Quack und Maier 1994; Rubery, Smith und Fagan 1996; für Deutschland: Beckmann und Engelbrech 1992; Geissler, Maier und Pfau-Effinger 1998; zusammenfassend: Wetterer 2002, 63-86).

Verändert hat sich aber gleichwohl etwas. Die Reproduktionsformen der Geschlechterungleichheit im Beruf sind indirekter geworden und damit auch weniger leicht dingfest zu machen. Die weithin geläufige Rede von der Berufs- und Fächer-„Wahl“ junger Frauen (und Männer) ist ein besonders charakteristischer Ausdruck dieses Sachverhalts und trägt ihrerseits zu seiner Stabilisierung bei. Sie blendet aus, dass sich im Prozess der Berufsfindung wie in einem Trichter ein anfänglich weites und durchaus nicht in allem „typisch weibliches“ Spektrum von Wunschberufen schließlich auf einen „typischen Frauenberuf“ hin verengt, der dann ergriffen wird (vgl. Liesering und Rauch 1996). Sie thematisiert gerade nicht, dass und wie in diesem Prozess der sukzessiven 'Verweiblichung' der Frauen (Rettke 1987) deren Berufswünsche mit den Erfordernissen eines geschlechtersegregierten Arbeitsmarktes zur Deckung gebracht werden, sondern lenkt das Augenmerk stattdessen auf die Entscheidung, die die Frauen selbst getroffen haben. Ganz ebenso wird den jungen Männern konzidiert, dass sie selbst es sind, die mit Vorliebe 'männertypische' Berufe 'wählen', sich kaum für einen der so

genannten Sackgassenberufe 'interessieren' und 'entscheiden' und im Beruf vorankommen und Karriere machen, weil ihnen das wichtig ist. Nicht nur die horizontale, auch die vertikale Segregation findet ihre alltagsweltlich plausible Erklärung oftmals in Argumentations- und Deutungsmustern, die sich ohne große Mühe als Varianten der rhetorischen Modernisierung erkennen lassen: Die Frauen 'wählen' nicht nur die 'falschen' Berufe, sie interessieren sich einfach für andere Sachen als fürs Karrieremachen.

Die rhetorische Modernisierung, die in der Rede von der Berufswahl zum Ausdruck kommt, ist derjenigen, die am Beispiel von Familie und Partnerschaft erörtert worden ist, in Vielem sehr ähnlich. Auch im Berufsbereich ist es ein Stück weit die Logik der Diskurse, die dazu führt, dass Ungleichheiten nicht mehr als Ungleichheiten thematisiert werden, dass stattdessen die selbstbestimmte Wahl in den Vordergrund tritt und in der Folge schließlich diejenigen die Beweislast zu tragen haben, die in der Sackgasse ihres Berufes stecken. Die Mechanismen des „blaming the victim“ funktionieren in Familie und Beruf auf durchaus ähnliche Weise, und sie führen im Berufsbereich zu dem paradoxen Ergebnis, dass ein Mehr an rechtlicher Gleichheit zu einem Mehr an eigener Verantwortung dafür geworden ist, dass man den Kürzeren gezogen hat.

Mit der Globalisierung sind andere und neue Konstellationen entstanden, Konstellationen, die für die rhetorische Modernisierung deshalb bedeutsam sind, weil in ihnen der Prozess des faktischen Unsichtbarwerdens der Ungleichheit ein gutes Stück weiter vorangetrieben ist. Im Zuge der Globalisierung sind manche Ungleichheiten im Verhältnis der Geschlechter nicht nur – wie im Berufsbereich – subkutaner und indirekter geworden, sondern ganz aus der bei uns alltäglich erfahrbaren Wirklichkeit verschwunden, während andere in einer Form wieder zum Vorschein kommen, die sich nicht ganz so leicht als neue Variante der 'alten Verhältnisse' erkennen und identifizieren lässt, jedenfalls nicht in der Perspektive des Alltagswissens. Hier ist es nicht mehr allein die Logik der Diskurse, die den Blick auf durchaus sichtbare Ungleichheiten in den Geschlechterbeziehungen verstellt. Hier wird die rhetorische Modernisierung vielmehr dadurch nahe gelegt, dass bestimmte Wirklichkeitsausschnitte tatsächlich so einfach nicht mehr zu sehen oder nicht mehr ganz so schnell als neue Erscheinungsform der alten Ungleichheit zu erkennen sind.

Ganze Branchen sind in die Länder des Südens ausgewandert, Branchen, die vor ihrem Verschwinden an andere Orte bei uns vielfach typische Frauenbranchen gewesen sind, allen voran die Leder-, Bekleidungs- und Textilindustrie, Teile der Feinmechanik und die Sportartikelherstellung (vgl. Wichterich 1998, 15-62; von Osten 1998; Lenz 2002). Dass diese auch bei uns schon schlecht bezahlten Produktionszweige in den Ländern des Südens und den Sonderwirtschaftszonen Asiens und Mittelamerikas wieder zu Frauenbranchen geworden sind, zu Produktionszweigen, in denen vor allem junge, kinderlose und unverheiratete Frauen für eine sehr begrenzte Zeitspanne ihres Lebens unter Bedingungen arbeiten, die hierzulande kaum noch vorstellbar sind, kann man bei uns aber gerade nicht mehr sehen. Die Reproduktion der Ungleichheit auch im Verhältnis der Geschlechter ist inzwischen eingebunden in eine internationale Arbeits-

teilung, die den Rahmen des Nationalstaates sprengt und dem Blick entzieht, unter welchen Arbeitsbedingungen Frauen andernorts die Konsumgüter herstellen, die wir bei H und M oder Karstadt, im Kaufhof oder bei Deichmann kaufen und bei Quelle bestellen. Eklatante Formen der Ungleichheit zwischen Männerarbeit und Frauenarbeit sind durch Exterritorialisierung aus unserem Erfahrungsbereich verschwunden und das macht es leicht, die Verknüpfungen zu übersehen, die 'unsere' Lebensverhältnisse 'hier' mit den ganz anderen Lebensverhältnissen 'dort' verbinden.

Die Globalisierung führt aber nicht nur zur Exterritorialisierung von Ungleichheit, sie führt auch dazu, dass im Zuge der weltweiten Migrationsbewegungen 'die Anderen' in großer Zahl 'zu uns' kommen. Eine für die Analyse der rhetorischen Modernisierung besonders aufschlussreiche Konstellation ist in diesem Zusammenhang mit der „neuen Dienstbotenfrage“ bzw. der „internationalen Putzkolonne“ entstanden (Wichterich 1998, 94-99). Die neuen Dienstboten arbeiten nicht irgendwo weit entfernt in Bangladesch oder Mexiko. Sie arbeiten in den Haushalten hier bei uns als Haushaltshilfen und Putzfrauen, als Altenbetreuerin oder Kinderfrau, manche leben sogar als „in house“-Arbeiterin mitten in der Familie (vgl. Hess und Lenz 2001; Hess 2002a und 2002b; Rerrich 2002). Eine unersetzliche Stütze sind sie vor allem für die Frauen (und ihre Männer) geworden, die in hoch qualifizierten und gut dotierten Berufen selbst Karriere machen und nicht auf die Unterstützung von Müttern, Großmüttern oder Tanten zurückgreifen können (oder wollen):

„Deutsche Haushalte 'lösen' zunehmend ihre Hausarbeitsprobleme mit einer Exportstrategie, die bei anderen wenig geliebten Arbeiten auch verbreitet ist. Die Arbeit wird auf Personen anderer Nationen übertragen – in diesem Fall findet ein 'Quasi-Export' von Arbeit in die Dritte Welt in der Weise statt, dass man sich die Arbeitskräfte in die eigenen vier Wände holt.“ (Rerrich 2002, 24)

Insbesondere in Deutschland ist die Existenz dieser neuen Dienstboten, die anfangs vor allem aus Asien, in den letzten Jahren verstärkt aus den Ländern Osteuropas kommen, noch immer ein wohl gehütetes Geheimnis. Sie sind unsichtbar in mehr als einer Hinsicht, und das keineswegs im metaphorischen Sinne. Viele von ihnen bewegen sich jenseits der Legalität, nutzen Besuchervisa oder Au-Pair-Abkommen, um ins Land zu gelangen, und müssen sorgsam darauf bedacht sein, jenseits ihres Arbeitsplatzes Familie nicht aufzufallen, schon gar nicht den Behörden. Sie existieren in keiner Statistik, ihre Anzahl lässt sich nicht einmal annähernd schätzen und die Rechtslage zwingt sie, unsichtbar zu bleiben, was nicht zuletzt zur Folge hat, dass ihr Arbeitstag oft keine Grenzen kennt und ihre Bezahlung mitunter jeder Beschreibung spottet.

Sichtbar und unersetzlich sind sie nur dort, wo sie arbeiten und ihren Teil dazu beitragen, dass die Strukturen der Arbeitsteilung in der Familie in neuem Gewand die alten bleiben können: Die Hausarbeit ist weiterhin Frauenarbeit und auch an ihrer Entwertung hat sich wenig geändert, wenn man bedenkt, wie gering die Löhne sind, dass es keine Sozialversicherung gibt und weder ein verbrieftes Recht auf Freizeit noch einen Anspruch auf Urlaub oder Krankengeld. Doch auch wenn die Hausarbeit weiterhin

Frauenarbeit geblieben ist, so sind es doch andere Frauen, die sie nun erledigen. Es hat eine „ethnisierte Umverteilung der Reproduktionsarbeit zwischen Frauen“ stattgefunden (Hess 2002a, 109), und das ist folgenreich vor allem für das alltagsweltliche Verständnis dieser gleichermaßen neuen wie alten Situation.

„Die Einbindung ausländischer Frauen in die Hausarbeit in Deutschland (stellt) oft eine wichtige Ressource dafür dar, einheimische Frauen ihrerseits von Teilen davon freizusetzen und ihnen damit die Beteiligung im primären Arbeitsmarkt zu ermöglichen“ (Rerrich 2002, 25). Die einheimischen Frauen können sich und ihre Partnerschaft in Folge dessen als durchaus gleichberechtigt verstehen, und die Ethnisierung der Hausarbeit ermöglicht es ihnen zudem, ein Stück weit daran vorbeizusehen, dass sich an der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung im Grunde wenig geändert hat. Auf diese Weise kann nicht nur der Anspruch an den Partner, sich gleichberechtigt an der Hausarbeit zu beteiligen, wenn schon die Frau gleichberechtigt in die Erwerbsarbeit integriert ist, zurückgestellt werden. Da die Frauen, die die Hausarbeit machen, 'andere' Frauen sind, braucht deren traditionelle Rolle auch das emanzipierte und individualisierte Selbstverständnis nicht nachhaltig zu erschüttern.

Vor allem die aus Osteuropa stammenden Haushaltsarbeiterinnen sind zwar „oft selbst hochqualifizierte Frauen (...), die nach der Entwertung ihrer Abschlüsse ihre Heimat verlassen“ (Rerrich 2002, 25). Aber sie sind eben doch – qua nationaler Zugehörigkeit – vor allem 'andere' Frauen. Die Geschlechterbeziehung 'bei uns' ist gleichberechtigt; 'wir' sind gleichberechtigt – und die 'anderen' sind halt noch nicht so weit, wie Sabine Hess bei ihren Interviews mit den Arbeitgeberinnen von Haushaltsarbeiterinnen erfahren konnte, die pro forma als *Au Pairs* nach Deutschland gekommen waren:

„Von den deutschen Frauen wurde (...) der Zugriff auf die Arbeitskraft (der anderen Frau) gar nicht gesehen. Vielmehr wurde die Indienstnahme als Gefallen, Entwicklungshilfe oder Bildungsprogramm für die 'armen', 'rückständigen' Osteuropäerinnen legitimiert. (...) Auch in die persönliche Interaktion schleicht sich das Narrativ vom zurückgebliebenen Osten ein, womit das moderne und progressive Selbstbild der berufstätigen Frau stabilisiert blieb.“ (Hess 2002a, 113)

Dass wir ohne diese 'anderen' Frauen womöglich zu sehen gezwungen wären, dass auch 'wir' noch längst nicht so weit sind, kann auf diese Weise ein ebenfalls sorgsam gehütetes Geheimnis bleiben.

Die rhetorische Modernisierung, das wird hier besonders deutlich, führt vielfach zu einem Blick auf die eigene Lebenswirklichkeit und auf die Lebenswirklichkeit anderer, der trügerisch ist und illusionär. Das Verschwinden der Ungleichheit aus den Diskursen, die um Gleichberechtigung und Selbstverwirklichung kreisen, das Insistieren darauf, dass nicht normativ-geschlechtstypische Standards und tradierte Leitbilder, sondern die eigenen Entscheidungen das Handeln bestimmen, verdeckt wesentliche Aspekte der sozialen Wirklichkeit. Die Dethematisierung der Ungleichheit zwischen den Geschlechtern und zunehmend auch zwischen Frauen schafft die Ungleichheiten nicht aus der Welt, sondern entzieht und schützt sie vor Kritik, und das ist nicht zuletzt in politischer Hinsicht präkar und problematisch.

Aber auch für das Alltagshandeln ist die Dethematisierung der Ungleichheit folgenreich und problematisch. Das beharrliche Festhalten an der Idee der Gleichheit, das kontrafaktische Bewahren des gleichberechtigten Selbst- und Partnerschaftsverständnisses, trägt nicht nur seinen Teil dazu bei, dass die Falle ein ums andere Mal neu aufgestellt wird und die schuld-bewussten Schüler niemals auslernen. Es nährt auch immer neu die Illusion, wir seien eigentlich schon viel weiter als wir sind, und trägt auf diese Weise dazu bei, dass die Akteure stets unvorbereitet von der Wirklichkeit eingeholt werden, die sie so sorgsam dem Blick entziehen. Sie stoßen immer wieder auf Hindernisse und stolpern dabei nicht nur über die Veränderungsresistenz institutionalisierter Reproduktionsformen der Geschlechterunterscheidung und das in den Gesten bewahrte inkorporierte Handlungskapital, sondern auch über ihr Alltagswissen, das das genauere Hinschauen riskant gemacht hat und die Thematisierung der Ungleichheit brisant und bedrohlich.

Das genauere Hinschauen – und womöglich ist das ein ziemlich genauer Indikator des gegenwärtigen Standes der Modernisierung im Geschlechterverhältnis – hat derzeit offenbar den Preis, dass sich die Akteure ganz aus den Geschlechterarrangements verabschieden müssen, die die alten Gesten reaktivieren und über die Tandem- und Anliegerinstitutionen die 'alten Verhältnisse' zu einem Bestandteil der neuen machen. Die Strukturen der geschlechterdifferenzierenden Arbeitsteilung in Paarbeziehung und Familie sind, wie vor allem Koppetsch und Burkart gezeigt haben, über die Milieugrenzen hinweg stabil geblieben. Aber die Scheidungszahlen sind gestiegen und der Anteil junger Frauen, für die der richtige Zeitpunkt zum Kinderkriegen nie gekommen ist, wird stetig größer und hat gegenwärtig fast ein Drittel erreicht. Die herkömmlichen Geschlechterarrangements haben, jedenfalls was den Reproduktionsbereich anbelangt, ihre Monopolstellung verloren. Man kann sie verlassen oder sich gar nicht erst auf sie einlassen, das kommt auch in den neuen Formen der Paarbeziehung zum Ausdruck, die – wie das „Living apart together“ – die Haushaltsintegration gerade nicht mehr einschließen (vgl. Nave-Herz 1994; Lenz 1998; Hettlage 1998). Aber sobald man sich auf sie einlässt und sich in sie hinein begibt, kommen die alten Geschlechterpositionen neu zum Vorschein, und sei es in Form der „ethnisierten Umverteilung der Hausarbeit“.

Sehr weit ist die Geschlechterrevolution also noch nicht gediehen. Aber nicht unterschätzen sollte man auch, mit welcher Zähigkeiten und Beharrlichkeit die Idee der Gleichheit verteidigt wird. Die rhetorische Modernisierung ist Ausdruck einer Situation, in der sich vorerst nur das alltagsweltliche Differenzwissen von der Stelle bewegt hat. Die herkömmlichen Geschlechterarrangements haben ihr strukturbildendes Potenzial noch nicht verloren, aber sie sind ein Stück weit optional geworden, und dort, wo sie in Familie und Paarbeziehung fortbestehen, will sich die institutionelle Reflexivität nicht mehr so recht einstellen, schon gar nicht wie von selbst. Alltagswissen und Alltagshandeln können sich vor allem in bestimmten Milieus gerade nicht mehr in der bei Goffman vorausgesetzten Weise reflexiv und einverständlich aufeinander beziehen. Die institutionelle Reflexivität ist brüchig geworden. Ob das der Anfang eines sehr

langsamen, aber womöglich tief greifenden Wandels im Verhältnis der Geschlechter ist, wird sich erst noch zeigen müssen. Gegenwärtig stehen Brüche, Widersprüche und Ungleichzeitigkeiten im Vordergrund und das macht es für diejenigen, die sich von der Idee der Gleichheit nicht verabschieden mögen, alles andere als einfacher.

Literatur

- Anker, Richard (1998): Gender and Jobs. Sex Segregation of Occupation in the World. International Labor Organization (ILO). Genf.
- Aulenbacher, Brigitte (2001): Die „zweite Moderne“, ein herrenloses Konstrukt - Reichweite und Grenzen modernisierungstheoretischer Zeitdiagnosen. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hg): Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik. Band 1. Münster, 188-224.
- Beck, Ulrich/Bonß, Wolfgang/Lau, Christoph (2001): Theorien reflexiver Modernisierung - Fragestellungen, Hypothesen, Forschungsstrategien. In: Beck, Ulrich/Bonß, Wolfgang (Hg): Die Modernisierung der Moderne. Frankfurt a. M., 11-59.
- Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli/Schmidt, Beate (1984): Eines ist zu wenig - beides ist zu viel. Erfahrungen von Arbeiterfrauen zwischen Familie und Beruf. Bonn.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1983): Vom „Dasein für andere“ zum Anspruch auf ein Stück „eigenes Leben“: Individualisierungsprozesse im weiblichen Lebenszusammenhang. In: Soziale Welt 3, 308-340.
- Beckmann, Petra/Engelbrech, Gerhard (Hg) (1994): Arbeitsmarkt für Frauen 2000 - Ein Schritt vor oder ein Schritt zurück? Nürnberg (Beiträge zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung. Band 179).
- Bertram, Hans (1997): Die drei Revolutionen. Zum Wandel der privaten Lebensführung im Übergang zur postindustriellen Gesellschaft. In: Hradil, Stefan (Hg): Differenz und Integration. Die Zukunft moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 28. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Frankfurt a. M./New York, 309-323.
- (2000): Krise und Wandel der Familie. Die drei Revolutionen. In: Deutscher Stifterverband für die Wissenschaft (Hg): Wirtschaft und Wissenschaft, 3/2000, 18-28.
- Born, Claudia/Krüger, Helga (Hg) (2001): Individualisierung und Verflechtung. Geschlecht und Generation im deutschen Lebenslaufregime. Weinheim/München.
- /Lorenz-Meyer, Dagmar (1996): Der unentdeckte Wandel. Annäherung an das Verhältnis von Struktur und Norm im weiblichen Lebenslauf. Berlin.
- Bourdieu, Pierre/Passeron, Jean-Claude (1971): Die Illusion der Chancengleichheit. Untersuchungen zur Funktion des Bildungswesens am Beispiel Frankreichs. Stuttgart.
- Deutsche Shell (Hg) (2000): Jugend 2000. 2 Bände. Opladen.
- (Hg) (2002): Jugend 2002. Opladen.
- Friedan, Betty (1964, dt. 1966): Der Weiblichkeitswahn oder die Selbstbefreiung der Frau. Ein Emanzipationskonzept. Reinbek bei Hamburg.
- Friedrichs, Jürgen (Hg) (1998): Die Individualisierungsthese. Opladen.
- Gather, Claudia/Geissler, Birgit/Rerrich, Maria S. (Hg) (2002): Weltmarkt Privathaushalt. Bezahlte Haushaltsarbeit im globalen Wandel. Münster (Forum Frauenforschung, Band 15).

- Geissler, Birgit (1998): Hierarchie und Differenz. Die (Un-)Vereinbarkeit von Familie und Beruf und die soziale Konstruktion von Geschlecht. In: Oechsle, Mechthild/Geissler, Oechsle (Hg): Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis. Opladen, 109-129.
- /Maier, Friederike/Pfau-Effinger, Birgit (Hg) (1998): FrauenArbeitsMarkt. Der Beitrag der Frauenforschung zur sozioökonomischen Theorieentwicklung. Berlin.
- /Oechsle, Mechthild (1996): Lebensplanung junger Frauen. Zur widersprüchlichen Modernisierung weiblicher Lebensläufe. Weinheim (Status Passages and Life Course, Vol. X).
- / (2000): Die Modernisierung weiblicher Lebenslagen. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zu der Wochenzeitung „Das Parlament“, 28/7, B 31-32, 11-17.
- Goffman, Erving (1994a): Das Arrangement der Geschlechter. In: Ders.: Interaktion und Geschlecht. Frankfurt a.M./New York, 105-158 (zuerst 1977).
- Heintz, Bettina (1993): Die Auflösung der Geschlechterdifferenz - Entwicklungstendenzen in der Theorie der Geschlechter. In: Bühler, Elisabeth (Hg): Ortssuche: Zur Geographie der Geschlechterdifferenz. Zürich/Dortmund, 17-48.
- u.a. (1997): Ungleich unter Gleichen. Studien zur geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes. Frankfurt a.M./New York.
- /Nadai, Eva (1998): Geschlecht und Kontext. De-Institutionalisierungsprozesse und geschlechtliche Differenzierung. In: Zeitschrift für Soziologie, 19/3, 573-588.
- Hess, Sabine (2002): Au Pairs als informalisierte Hausarbeiterinnen - Flexibilisierung und Ethnisierung der Versorgungsarbeiten. In: Gather, Claudia/Geissler, Birgit/Rerrich, Maria S. (Hg) (2002): Weltmarkt Privathaushalt. Bezahlte Haushaltsarbeit im globalen Wandel. Münster, 103-119.
- (2002b): Bodenpersonal der Globalisierung. Die neue Dienstmädchenfrage: Auch die Hausarbeit wird international - jenseits der Legalität. In: Die Zeit, 12. Dezember 2002, S. 13.
- /Lenz, Ramona (2001): Das Comeback der Dienstmädchen. In: Diess. (Hg): Geschlecht und Globalisierung. Ein kulturwissenschaftlicher Streifzug durch transnationale Räume. Frankfurt a.M., 128-165.
- / (Hg) (2001): Geschlecht und Globalisierung. Ein kulturwissenschaftlicher Streifzug durch transnationale Räume. Frankfurt a.M.
- Hettlage, Robert (1998): Familienreport. Eine Lebensform im Umbruch. 2. Auflage, München
- Hirschauer, Stefan (1994): Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 46/4, 668-692.
- Hochschild, Arlie Russell (1989): The Second Shift. Workung Parents and the Revolution at Home. New York.
- Jurczyk, Karin/Rerrich, Maria S. (Hg) (1993): Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung. Freiburg.
- Keddi, Barbara u.a. (1999): Lebensthemen junger Frauen. Die andere Vielfalt weiblicher Lebensentwürfe. Opladen.
- Klingenbiel, Ruth/Randeria, Shalini (Hg) (1998): Globalisierung aus Frauensicht. Bilanzen und Visionen. Bonn.
- Knobloch, Hubert A. (1994): Erving Goffmans Reich der Interaktion. In: Goffman Erving (1994): Interaktion und Geschlecht. Herausgegeben und eingeleitet von Hubert A. Knobloch. Mit einem Nachwort von Helga Kotthoff. Frankfurt a.M./New York, 7-49.

- Knorr-Cetina, Karin (1989): Spielarten des Konstruktivismus. Einige Notizen und Anmerkungen. In: Soziale Welt, 40/1+2, 88-96.
- Koppetsch, Cornelia/Burkart, Günter (1998): Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechtsnormen im Milieuvvergleich. Konstanz.
- Kotthoff, Helga (1994): Geschlecht als Interaktionsritual? In: Goffman, Erving (1994): Interaktion und Geschlecht. Herausgegeben und eingeleitet von Hubert A. Knobloch. Mit einem Nachwort von Helga Kotthoff. Frankfurt a.M./New York, 159-194.
- Krüger, Helga (1995): Dominanzen im Geschlechterverhältnis: Zur Institutionalisierung von Lebensläufen. In: Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli (Hg): Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften. Frankfurt a.M./New York, 195-219.
- (1999): Geschlecht - eine schwierige Kategorie. Methodisch-methodologische Fragen der 'gender'-Sensibilität in der Forschung. In: Neusel, Aylä/Wetterer, Angelika (Hg): Vielfältige Verschiedenheiten. Geschlechterverhältnisse in Studium, Hochschule und Beruf. Frankfurt a.M./New York, 35-60.
- (2001a): Gesellschaftsanalyse: der Institutionenansatz in der Geschlechterforschung. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hg): Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik. Band 1. Münster, 63-90.
- (2001b): Geschlecht, Territorien, Institutionen. Beitrag zu einer Soziologie der Lebenslauf-Realität. In: Born, Claudia/Krüger, Helga (Hg) (2001): Individualisierung und Verflechtung. Geschlecht und Generation im deutschen Lebenslaufregime. Weinheim/München, 257-299.
- /Born, Claudia (2000): Vom patriarchalen Diktat zur Aushandlung - Facetten des Wandels der Geschlechterrollen im familialen Generationenverbund. In: Kohli, Martin/Szydlík, M. (Hg) (2000): Generationen in Familie und Gesellschaft. Opladen, 203-221.
- Lenz, Ilse (2002): Geschlechtsspezifische Auswirkungen der Globalisierung in den Bereichen Global Governance, Arbeitsmärkte und Ressourcen. Gutachten für die Enquête-Kommission „Globalisierung der Weltwirtschaft - Herausforderungen und Antworten“. Zwischenbericht der Enquête-Kommission. Berlin.
- Lenz, Karl (1998): Soziologie der Zweierbeziehung. Eine Einführung. Opladen.
- Liesering, Sabine/Rauch, Angela (Hg) (1996): Hürden im Erwerbsleben. Aspekte beruflicher Segregation nach Geschlecht. Nürnberg (Beiträge zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung. Band 198).
- Lorber, Judith (1994, dt. 1999): Gender-Paradoxien. Opladen.
- Meuser, Michael (1999): Multioptionale Männlichkeiten? Handlungsspielräume und habituelle Dispositionen. In: Honegger, Claudia/Hradil, Stefan/Traxler, Franz (Hg): Grenzenlose Gesellschaft? Verhandlungen des 29. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Band 2. Opladen, 181-197.
- Metz-Göckel, Sigrid/Müller, Ursula (1986): Der Mann. Die Brigitte-Studie. Weinheim/Basel.
- Nadai, Eva (1999): Kontextualisierung der Geschlechterdifferenz? Geschlechtliche Grenzziehungen im Beruf. In: Honegger, Claudia/Hradil, Stefan/Traxler, Franz (Hg): Grenzenlose Gesellschaft? Verhandlungen des 29. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Band 2. Opladen, 138-150.
- Nave-Herz, Rosemarie (1994): Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung. Darmstadt.

- Oechsle, Mechthild (1998): Ungelöste Widersprüche: Leitbilder für die Lebensführung von Frauen. In: Oechsle, Mechthild/Geissler, Birgit (Hg) (1998): Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis. Opladen, 185-200.
- /Geissler, Birgit (Hg) (1998): Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis. Opladen (Geschlecht und Gesellschaft, Band 14).
- Osten, Marion von (1998): Fashion is Work - Einige Gedanken zum vergeschlechtlichten Verhältnis von Produktion und Konsumption vor dem Hintergrund internationaler Arbeitsteilung. In: Hess, Sabine/Lenz, Ramona (Hg) (2001): Geschlecht und Globalisierung. Ein kulturwissenschaftlicher Streifzug durch transnationale Räume. Frankfurt a.M., 182-201.
- Pasero, Ursula (1995): Dethematisierung von Geschlecht. In: Dies./Braun, Friederike (Hg): Konstruktion von Geschlecht. Pfaffenweiler, 50-66.
- Pross, Helge (1978): Der deutsche Mann. Reinbek bei Hamburg.
- Quack, Sigrid/Maier, Friederike (1994): Geschlechtsspezifische Segregation von Arbeitsmärkten - Ergebnisse einer Studie über die EG-Mitgliedsstaaten. In: Engelbrech, Gerhard u.a.: Erwerbsverhalten und Arbeitsmarktsituation von Frauen im nationalen und internationalen Vergleich. Arbeitspapiere aus dem Arbeitskreis Sozialwissenschaftliche Arbeitsmarktforschung. 1994-I. Gelsenkirchen, 127-175.
- /-/Schuldt, Karsten (1992): Berufliche Segregation in der BRD und der ehemaligen DDR 1980-1989. Bericht für die EG-Kommission. Generaldirektorat V: Gleichstellungsstelle. MS Berlin.
- Rerrich, Maria S. (2002): Von der Utopie der partnerschaftlichen Gleichverteilung zur Realität der Globalisierung im Haushalt. In: Gather, Claudia/Geissler, Birgit/Rerrich, Maria S. (Hg) (2002): Weltmarkt Privathaushalt. Bezahlte Haushaltsarbeit im globalen Wandel. Münster, 16-29.
- Rettke, Ursula (1987): Berufswünsche von Mädchen unter dem Diktat des Arbeitsmarktes. Die schrittweise 'Verweiblichung' der Bildungs- und Berufsbiographien von Hauptschülerinnen. In: Bolder, Axel/Rodax, Klaus (Hg): Das Prinzip der auf(ge)hobenen Belohnung. Die Sozialisation von Arbeiterkindern für den Beruf. Bonn.
- Ridgeway, Cecilia L. (2001): Interaktion und die Hartnäckigkeit der Geschlechter-Ungleichheit in der Arbeitswelt. In: Heintz, Bettina (Hg): Geschlechtersoziologie. Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie. Opladen, 250-275.
- Rubery, Jill/Smith, M./Fagan, Colette (1996): Trends and Prospects for Women's Employment in the 1990s. European Commission. General Direction V: Equal Opportunities for Women and Men. Brussels.
- Schneider, Norbert F./Rost, Harald (1998): Von Wandel keine Spur - warum ist Erziehungsurlaub weiblich? In: Oechsle, Mechthild/Geissler, Birgit (Hg) (1998): Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis. Opladen, 217-236.
- Teubner, Ulrike (2001): Soziale Ungleichheit zwischen den Geschlechtern - kein Thema innerhalb der Systemtheorie? In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hg): Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik. Band 1. Münster, 288-316.
- Wetterer, Angelika (2002): Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion. 'Gender at work' in theoretischer und historischer Perspektive. Konstanz.
- Wichterich, Christa (1998): Die globalisierte Frau. Berichte aus der Zukunft der Ungleichheit. Reinbek bei Hamburg.

In welchem Zusammenhang stehen Geschlechterverhältnisse und andere Formen sozialer Strukturierung und Ungleichheit? Wie wirken sich Prozesse der Globalisierung und revolutionäre Entwicklungen in den Technosciences auf die Geschlechterordnung und die Entwicklungsperspektiven feministischer Erkenntnis- und Gesellschaftskritik aus?

In den thematischen Schwerpunkten spüren die Autorinnen den Konstellationen von Ungleichheit und Differenz sowie den Grenzverschiebungen und Körperpolitiken nach, bevor sie Perspektiven der Erkenntniskritik entwickeln. Entstanden in Auseinandersetzung mit den epistemologischen und politischen Konsequenzen der komplexen Struktur von Ungleichheit und Differenz für feministische Kritik in Theorie und Praxis setzt *Achsen der Differenz* die in *Soziale Verortung der Geschlechter* begonnene Diskussion fort. Es schreiben: Joan Acker, Regina Becker-Schmidt, Irene Dölling, Sabine Hark und Corinna Genschel, Cornelia Klinger, Gudrun-Axeli Knapp, Angelika Saupe, Mona Singer, Jutta Weber, Paula-Irene Villa, Angelika Wetterer.

Achsen der Differenz

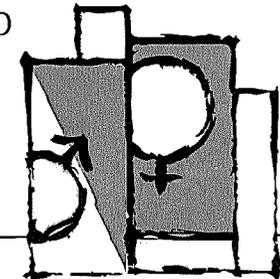
Wetterer
(Hrsg.)

WESTFÄLISCHES DAMPFBOOT

Achsen der Differenz

Gesellschaftstheorie
und feministische Kritik II

Gudrun-Axeli Knapp
Angelika Wetterer
(Hrsg.)



Universitätsbibliothek der HU Berlin

00001101058578



ISBN 3-89691-216-X

FORUM FRAUENFORSCHUNG

Schriftenreihe der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung
in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie

Band 16

Gudrun-Axeli Knapp/Angelika Wetterer (Hrsg.)

Achsen der Differenz

Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II

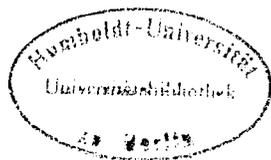
Gudrun-Axeli Knapp, Dr. phil., studierte nach mehrjähriger Tätigkeit als Journalistin Soziologie und Sozialpsychologie und ist seit 1990 Professorin am Psychologischen Institut der Universität Hannover; Arbeitsschwerpunkte: Sozialpsychologie der Geschlechterdifferenz und Soziologie des Geschlechterverhältnisses, Feministische Theorie und Methodologie; veröffentlichte u.a. zus. mit Angelika Wetterer (Hrsg.) *Soziale Verortung der Geschlechter*, 2. Aufl. Münster 2002.

Angelika Wetterer, Dr. phil., Soziologin, studierte Germanistik und Soziologie, 1993-1998 wiss. Koordinatorin der Internationalen Gastprofessur für Frauenforschung an der Universität Bochum, war Mitglied der Interdisziplinären Arbeitsgruppe Frauenforschung an der Geamthochschule Kassel und Lehrbeauftragte im Fach Soziologie in Linz, vertritt z.Zt. die Professur für Frauenforschung am Institut für Soziologie der Universität Dortmund; Forschungsschwerpunkte: Profession und Geschlecht, Arbeitsteilung und Geschlechterforschung, feministische Theorie; veröffentlichte u.a. mit Angelika Wetterer (Hrsg.) *Soziale Verortung der Geschlechter*, 2. Aufl. Münster 2002.

WESTFÄLISCHES DAMPFBOOT

2
Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.



1. Auflage Münster 2003

© 2003 Verlag Westfälisches Dampfboot

Alle Rechte vorbehalten

Umschlag: Lütke · Fahle · Seifert, Münster

Druck: Fuldaer Verlagsagentur

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

ISBN 3-89691-216-X

Inhalt

<i>Gudrun-Axeli Knapp/Angelika Wetterer</i> Vorwort	7
Teil I: Konstellationen von Ungleichheit und Differenz	13
<i>Cornelia Klinger</i> Ungleichheit in den Verhältnissen von Klasse, Rasse und Geschlecht	14
<i>Joan Acker</i> The Continuing Necessity of 'Class' in Feminist Thinking	49
<i>Irene Dölling</i> Zwei Wege gesellschaftlicher Modernisierung, Geschlechtervertrag und Geschlechterarrangements in Ostdeutschland in gesellschafts-/modernisierungs-theoretischer Perspektive	73
<i>Regina Becker-Schmidt</i> Umbrüche in Arbeitsbiografien von Frauen: Regionale Konstellationen und globale Entwicklungen	101
Teil II: Grenzverschiebungen, Körperpolitiken	133
<i>Sabine Hark/Corinna Genschel</i> Die ambivalente Politik von Citizenship und ihre sexualpolitische Herausforderung	134
<i>Angelika Saupe</i> Verlebendigung der Technik - Gen- und Reproduktionstechnologien in gesellschaftstheoretischer Perspektive	170
<i>Jutta Weber</i> Hybride Technologien. Technowissenschaftsforschung als transdisziplinäre Übersetzungspolitik	198
Teil III: Perspektiven der Erkenntniskritik	227
<i>Mona Singer</i> Feministische Epistemologien: Was folgt aus der feministischen „Identitätskrise“?	228

<i>Gudrun-Axeli Knapp</i> Aporie als Grundlage: Zum Produktionscharakter der feministischen Diskurskonstellation	240
<i>Paula-Irene Villa</i> Woran erkennen wir eine Feministin? Polemische und programmatische Gedanken zur Politisierung von Erfahrungen	266
<i>Angelika Wetterer</i> Rhetorische Modernisierung: Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen	286
Verzeichnis der Autorinnen	320

Gudrun-Axeli Knapp/Angelika Wetterer

Vorwort

Mit „Achsen der Differenz“ legen wir nach „Soziale Verortung der Geschlechter“ nun den zweiten Band zum Verhältnis von Gesellschaftstheorie und feministischer Kritik vor. Anlass für diese Ausrichtung beider Bände war die Beobachtung einer doppelten Abwesenheit in der gesellschaftstheoretischen Diskussion: Die Abwesenheit von Feministinnen und von „Geschlecht“.

Im Chor der Zeitdiagnostiker, die mit großen und manchmal schnellen Entwürfen versuchen, die Signatur der neuen Gesellschaft auf einen Begriff (oder einen Aspekt) zu bringen, sind Stimmen aus der Frauen- und Geschlechterforschung auffällig leise. Die „patriarchale Gesellschaft“ war in Eigenarbeit bereits als unterkomplex auseinandergenommen und theoretisch noch nicht angemessen rekonstruiert, als Schöpfungen wie „postmoderne Gesellschaft“, „Multioptionsgesellschaft“, „Erlebnisgesellschaft“ und andere die gefühlte Temperatur in der Wahrnehmung sozialen Wandels weiter hochtrieben. Wer sich nicht damit begnügen will, die Abwesenheit feministischer Gesellschaftsdiagnosen mit dem weiblichen Hang zum Konkreten, mit sympathischer Bescheidenheit oder mangelnder Kühnheit des Gedankens zu erklären, muss die Baustellen feministischer Theorie aufsuchen, um zu sehen, an was mit welchen Mitteln dort gearbeitet wird – und an was eben nicht und warum.

Die zweite, mit der ersten verbundene, Abwesenheit ist dialektisch gefügt und betrifft das Phänomen einer beharrlichen Arbeitsteilung im Wissen über die Gesellschaft. Darin setzt sich eine traditionsreiche Struktur im Verhältnis von Besonderem und Allgemeinem fort, die seit mehr als hundert Jahren Kritik von Frauen provozierte: Die Wissenschaft von der Gesellschaft befasst sich mit den großen Zusammenhängen und den Hauptwidersprüchen, sie ist Sache der Spezialisten fürs Allgemeine; Geschlechterfragen sind nachgeordnete Probleme, Gegenstand forschersicher Sonderinteressen, Spezialleidenschaften einer selbstreferenziell mäkelnden Minderheit. Mit der Absicht, diese Struktur zu korrigieren, haben Feministinnen versucht, Geschlechterfragen vom Rand ins Zentrum zu rücken. Dabei ist mit der Zeit ein transdisziplinäres diskursives Universum entstanden, das seine eigenen Selbstgenügsamkeiten ausgebildet hat.

In der dialektischen Fügung dieser Arbeitsteilung wird erkennbar, dass beide Seiten dieser Konstellation mit Blindheiten geschlagen sind. Und auf beiden Seiten fällt es – auch hierzulande – zunehmend auf. Veränderte Verhältnisse, wie sie mit dem Aufbrechen der durch Systemkonkurrenz geprägten Nachkriegskonstellation, den ökonomischen, kulturellen und politischen Entgrenzungsschüben der Globalisierung sowie der innerwissenschaftlich vernehmlichen Kritik an der Marginalisierung bestimmter Problemlagen einhergehen, nötigen zu Revisionen. Bei einigen Protagonisten des zeitdiagnostischen Diskurses hat mit der Neuen Unübersichtlichkeit (Habermas) auch eine neue Nachdenklichkeit eingesetzt, verbunden mit einer gewachsenen Bereitschaft, sich umzuhören; auf Seiten der Geschlechterforschung mehren sich umgekehrt die Stim-